Zweite Pilgerreise

nach

Jerusalem und Rom,

in den Jahren 1856 und 1857

unternommen und beschrieben

von

Joseph Schiferle,

kathol. Pfarrer der Diöcese Augsburg.

Erster Band.

Fünfte Lieferung. (Bogen 25—31.)

Mit einer Abbildung von Christenfrauen in Jerusalem, dem Grundrisse von Jerusalem und einem Inhalts-Verzeichniß vom ganzen Bande.

Das Ganze gibt zwei Bände in 7 Lieferungen mit 9 Abbildungen, die in Zwischenräumen von je 3 Wochen auf einander folgen. Jede Lieferung kostet 24 kr. rh. oder 7½ Sgr. preuß. Die Abnahme der ersten verpflichtet zur Abnahme sämmtlicher Lieferungen.

Augsburg, 1858.

Druck und Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

Nachricht über diese
Zweite Pilgerreise
nach
Jerusalem und Rom,
in den Jahren 1856 und 1857 unternommen und beschrieben
von **Joseph Schiferle,**
Dekan u. Pfarrer in Grundremmingen, Diöc. Augsburg.

In 7 Lieferungen oder **2 Bänden** mit 9 Abbildungen.
Preis jeder Lieferung in Umschl. brosch. 24 kr. od. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Der **erste** Band dieser höchst inhaltreichen, daher auch mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Pilgerreise, ist nun mit dieser fünften Lieferung vollständig; den 1 Mehrbogen der 5ten Lief. behalten wir uns vor, mit dem **zweiten** Bande zu verrechnen. Weil der 2te Band aber nur etwa zwei Lieferungen geben wird, so stellt sich der Preis der beiden Bände um 48 kr. oder 15 Sgr. **niedriger**, wie bei Eröffnung der Subscription und beim Beginne des Drucks vorausgesehen werden konnte. Beide Bände werden also nur überhaupt 2 fl. 48 kr. rh. oder 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr. preuß. kosten, somit für Minderbemittelte um so leichter anzukaufen seyn. Demohngeachtet werden die versprochenen **neun** Abbildungen doch beigegeben.

Die „K. Literaturblätter zur Sion" Juni Nr. 2. sagen schon über die 1. u. 2. Lief. u. a. folgendes: „Was diese „zweite Pilgerreise" betrifft, so ist sie ebenso belehrend und unterhaltend als anziehend. Der Herr Verfasser hat darin eine scharfe Beobachtungsgabe, große Menschenkenntniß und reiche Erfahrung bekundet. Ein besonderer Grund zur Empfehlung dürfte seyn: sein tief religiöses Gemüth, sein lebendiger Glaube, der Alles vom rechten, vom positiven Standpunkt aus betrachtet, beurtheilt und würdiget; sein wirklich frommer Sinn, der ihn drängt, nicht als ein profaner Tourist, sondern als „Pilger", als ein „frommer Wallfahrer" die heiligen Orte und Stätten zu besuchen. Daher im Buche die vielen auf Wahrheit beruhenden Reflexionen, die warm gefühlten Herzensergüsse und Anregungen zu einem entschiedenen und treuen Festhalten am christkatholischen Glauben und an dessen Trägerin und Lehrerin, unsere heilige Kirche, und zu Liebe und Eifer für das Land und die Stätten, wo unsere Erlösung durch den blutigen Tod des Gottmenschen vollbracht worden ist. — Es ist jedenfalls wieder ein gutes nützliches Buch, dem man die weiteste Verbreitung wünschen darf."

Jeder Käufer der 1. Lieferung verpflichtet sich zur Abnahme sämmtlicher Lieferungen, indem einzelne Lieferungen von diesem zusammenhängenden Werke nicht abgegeben werden können.



Christenfrauen aus Jerusalem.

Zweite Pilgerreise

nach

Jerusalem und Rom,

in den Jahren 1856 und 1857

unternommen und beschrieben

von

Joseph Schiferle,

kathol. Pfarrer der Diöcese Augsburg.

In zwei Bänden.

Mit 8 Abbildungen und 1 Grundrisse von Jerusalem.

Erster Band.

Augsburg, 1858.

Druck und Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

Vorrede.

Reisebeschreibungen in das heilige Land werden immer gerne gelesen, und können auch als Mittel benützt werden, schlechte Lektüre zu verdrängen und eine belehrende, unterhaltende und zugleich religiös bildende, im christlichen und katholischen Glauben stärkende, hiemit nützliche und heilsame Lektüre dem christlichen Lesepublikum darzubieten. Man hat mich daher ermuntert, die in meinem Reisetagebuch auf meiner zweiten Pilgerfahrt gesammelten Notizen zu einer Reisebeschreibung auszuarbeiten, und meine als Deutscher, als Christ und als Katholik auf dieser sechsmonatlichen Pilgerreise gemachten Erfahrungen und Beobachtungen im Drucke zu veröffentlichen und nicht in das bloße Tagebuch oder in das eigene Herz zu verschließen.

Diese zweite Reisebeschreibung soll, namentlich bezüglich Jerusalems, eine Ergänzung und Vervollständigung meiner ersten vor sechs Jahren herausgegebenen seyn, indem in dieser das dort Enthaltene weggelassen und dagegen viele neue Gegenstände hier beigefügt sind.

Die Unsicherheit des Landes und eine eintretende Erkrankung hinderten mich dießmal, Palästina allseitig zu bereisen, und fesselten mich, statt der projektirten Umzüge, an die Hauptstadt des Landes, an Je-

rusalem und seine nächste Umgebung. So ist denn Jerusalem, in welchem ich mehrere Wochen verweilte, der Centralpunkt meiner Reise geworden, und deßhalb ziemlich allseitig in klimatischer, statistischer, topographischer, politischer und historischer Beziehung in diesen Pilgerbriefen beschrieben worden, so daß der geneigte Leser dieses Buches von dem Zustande des jetzigen Jerusalems und von den Hauptmomenten der Geschichte dieser Stadt eine so ziemlich vollständige Kenntniß erlangen, und dabei zugleich in seinem christkatholischen Glauben, in der Liebe und Hochachtung gegen seine alte und dennoch ewig neue Kirche gestärkt werden dürfte. Belehrung, Befriedigung einer edlen Wißbegierde, Erbauung, Stärkung im katholischen Glauben, Ermunterung zu allem Edlen und Guten, Warnung vor Welt, Sünde und religiösem Sektenwesen rc. wollte ich in dieser, wie ich glaube, ziemlich praktisch gehaltenen Reisebeschreibung bezwecken.

Dieser erste Band enthält die Hinreise nach Judäa, den dortigen Aufenthalt, und die Rückkehr bis zur Einschiffung vor Jaffa.

Die Entfernung des Druckortes vom Orte der Correktur gab leider zu mehreren Druckfehlern Veranlassung. Die bedeutendsten werden am Schlusse des zweiten Bandes aufgeführt, die minder wichtigen wolle der gütige Leser selbst verbessern.

Diese Reisebeschreibung, in entschieden katholischer Gesinnung verfaßt, ist zunächst für katholische Leser berechnet, dürfte sich aber auch für edlere, freiere Pro-

testanten eignen, nämlich für solche, welche sich von den Fesseln und subjektiven Glaubensansichten der Reformatoren schon etwas losgemacht haben, nicht mehr deren blinde Nachbeter sind, und deßhalb bereits zu einer bessern Erkenntniß vom Wesen der katholischen Kirche gelangt, und hiemit auch befähiget sind, etwas Antiprotestantisches, etwas Katholisches ꝛc. zu ertragen. Möchten diese edleren Forscher an dem Irrthum, an dem spezifisch Protestantischen, immer mehr heilsam zweifelhaft werden, zuletzt dessen Nichtigkeit ganz erkennen, und alsdann mit den im Protestantismus noch vorhandenen und beibehaltenen katholischen Elementen sich nicht begnügen, das abgeleitete Wahrheitswasser lieber aus der Quelle, aus der alten Mutterkirche selbst schöpfen, und folglich dorthin zu jener Kirche zurück kehren, von welcher ihre Urahnen allzu voreilig ausgeschieden sind; möchten sie nachahmen das schöne ermunternde Beispiel jener muthigen, erleuchteten Glaubensbekenner ihrer Confession, welche für die wieder erkannte katholische Wahrheit jegliches Opfer brachten, und Martyrer des intoleranten Zeitgeistes geworden sind, welcher Alles leiden kann, nur nicht die römisch katholische, uralte, apostolische Universalkirche und die Rückkehr zu derselben.

Um den gemeinen Leuten verständlich zu werden, habe ich mehr der konkreten als der abstrakten Schreibart mich beflissen, oft mit verschiedenen Worten eine Sache bezeichnet, was immerhin als Pleonasmus erscheinen oder auch wirklich seyn mag. Wer

wie ich, als einfacher Landpfarrer auf dem Lande, wie in einem literarischen und artistischen, kalten und finstern Sibirien, wohnt, ohne Verkehr mit der gebildeten Welt, der verlernt leicht die gedrängte, kurze, abstrakte Redeweise, und verfällt gerne dem wirklichen oder scheinbaren Pleonasmus und einer nicht genug feinen, nicht genug geglätteten Schreibart, da er es stets mit Menschen zu thun hat, welchen das Abstrakte schwer verständlich und nur das Gegentheilige leicht faßlich ist.

Die Flüchtigkeit, mit welcher auch diese Reisebeschreibung, bei Mangel der Zeit und wegen der vielen anderen Amtsgeschäfte, verfaßt wurde, trägt nicht wenig zu ihrer Unvollkommenheit bei, dennoch hoffe ich, daß sie in ihrer Totalität, abgesehen von einzelnen Mängeln, eine nützliche, belehrende, unterhaltende und im christkatholischen Glauben stärkende Lektüre darbieten dürfte.

Daß in diesen Pilgerbriefen Alles vom christlichen und katholischen Standpunkte aufgefaßt und betrachtet ist, wird offenbar kein Fehler seyn, oder nur in den Augen eines Lesers, dem Christenthum, Religion und katholische Kirche nicht das Wahre und Edelste auf Gottes Erde ist, und der das Unglück hat, den christlichen Glauben im Weltgewühle und in der Sündfluth des Lebens mehr oder minder verloren zu haben, und dem die Zeitphilosophie und eine vage, bequeme, selbstgemachte sogenannte Vernunftreligion mehr gilt, als Christus und seine Offenbarung in der katholischen Kirche.

Die den einzelnen Beobachtungen und Thatsachen öfter beigefügten Reflexionen sind für das Leben und aus dem Leben, und dürften etwas dazu mit beitragen, daß diese Reisebeschreibung an praktischer Bedeutung gewinnt.

Auch das wird hoffentlich kein Fehler seyn, daß in diesen Pilgerbriefen der Deutsche und der Katholik sich öfters entschieden ausspricht, daß deutscher Patriotismus und katholische Glaubensentschiedenheit, Liebe zum großen deutschen Vaterlande, zur deutschen Nation, ohne beengenden, beschränkten, einseitigen Provinzialismus und Partikularismus, — und ebenso, ja noch mehr Liebe und Anhänglichkeit an das geistige Vaterland, an die uralte, allumfassende, katholische Universalkirche und ihre begeisternde Idee sich in diesen Briefen oftmals kundgibt und gleiche Gesinnungen in den Lesern zu wecken sucht.

Als Deutscher will man sein Vaterland, seine Nation auch im Orient geachtet und einflußreich sehen, und muß oft das schmerzliche Gegentheil wahrnehmen, als Folge der unseligen deutschen Zersplitterung auf kirchlichem und politischem Gebiete.

Auf einer Reise in den Orient lernt man, dem Islam gegenüber, den unendlich hohen Werth des Evangeliums, der christlichen Religion, erst recht schätzen, und öfters und wiederholt muß daher in der Seele des Pilgers der Gedanke und der Wunsch rege werden und in seinen Briefen sich aussprechen: Möchte doch bald, durch Vermittlung und thätiges

energisches Eingreifen der Abendländer und ihrer Fürsten, der Halbmond wenigstens in Palästina dem Kreuze weichen, zum Heile des Landes und seines armen Volkes.

Ebenso lernt man im Orient den hohen Werth der festen, nüchternen, einigen, uralten, apostolischen, unwandelbaren und dennoch sich stets entwickelnden und fortschreitenden, wissenschaftlichen, katholischen Kirche erst recht schätzen, wenn man dort mit eigenen Augen die verkommenen, abgefallenen Afterkirchen und diese halbtodten, halblahmen, unfreien, geknechteten, abgelebten, verknöcherten, halberstorbenen orientalischen Confessionen und Sekten ansieht, von Aberglauben, Simonie, Mechanismus, Pharisäismus und oft auch von sultanischer Fürstengewalt und türkischer Staatshoheit tief erniedrigt, gefesselt, verwundet, und dem kirchlichen Tode nahe gebracht. — Um dieses kirchliche Elend zu vollenden, kommt in Jerusalem noch dazu der geldreiche, vage, in sich selbst uneinige Protestantismus mit einem beweibten, weltlichen, vom Staate geschaffenen Afterbisthum und seinen großen Prätensionen und Verheißungen, als angeblicher Repräsentant des ächten, alten, apostolischen Christenthums. — Diese kirchliche Zersplitterung der Christenheit, dieses vielfache Sektenwesen, dieser Abfall von der uralten Mutterkirche und seine traurigen Folgen machen das Christenthum in den Augen der Juden und Muselmänner nur verächtlich, erschweren deren Bekehrung, und sind ein Haupthinderniß der

Ausbreitung und des vollen Sieges des Christenthums in Palästina. — Würden die abgefallenen Sekten und Afterkirchen demüthig und reumüthig zur alten katholischen Mutterkirche und zur freien Universalkirche zurückkehren, würde eine Einigung im Wesentlichen, im Dogma, stattfinden, mit etwaiger Beibehaltung unwesentlicher Nebensachen und alter, hergebrachter Eigenthümlichkeiten, wie z. B. bei den unirten Maroniten und Armeniern, — dann würde das Christenthum als eine große vereinte Kirche, als eine imponirende gewaltige Einheit, den Ungläubigen, den Juden und Mohamedanern mit Macht gegenübertreten und weit mehr Ansehen genießen, weit mehr Glauben finden.

Es dürfte daher leicht begreiflich seyn, wenn der katholische Pilger in Jerusalem oft den Abfall von der alten Mutterkirche, und die Entstehung von menschlichen Afterkirchen, von beschränkten Landeskirchen, von Sekten 2c. tief beklagt, deren Angriffe ernst zurück weiset, sehnlichst die so nöthige Wiedervereinigung der Getrennten und Irrenden wünschet, und diese seine Gedanken in seinen Briefen öfter offenbart. Einheit macht stark, auch dem Judenthum und Islam gegenüber in Jerusalem. Mangel an Einheit, kirchliche Zersplitterung macht die Christen in Jerusalem so schwach, und hat die heilige Stadt den Muselmännern bis zum heutigen Tage überliefert, und den Islam zur herrschenden Religion in Palästina gemacht.

Durch meine Reisen und die dabei gemachten Erfahrungen und Beobachtungen, durch Verkehr mit

Juden, Mohamedanern und Akatholiken im Morgenlande wie im Abendlande, bin ich im katholischen Glauben nur stets neu gestärkt und von dem Wunsche beseelt worden: O möchten doch Alle zur Einheit zurückkehren, zu jener wahren Kirche, welche die Offenbarungswahrheit in ihrer vollen Totalität und reinen Integrität bewahret hat. — Was ich in den anderen Confessionen und Afterkirchen des Morgen- und Abendlandes Gutes und Wahres finde, das habe ich als Katholik schon vorher in meiner alten katholischen Kirche; — das ihnen aber Eigenthümliche ist eben mehr oder minder irrig, falsch, gebrechliches, menschliches Machwerk, eine nicht vom Vater gesetzte Pflanze, welche bald verwelkt, verdorrt und den Weg alles Fleisches geht, während die katholischen Lehren und Institutionen, weil mittelbar oder unmittelbar göttlichen Ursprunges, die Feuerprobe tausendjähriger Prüfung bestanden und eines unzerstörbaren, unverwüstlichen Daseyns sich zu erfreuen haben.

Mit dem edlen, großen Bischof Fenelon möchte ich gleichfalls sagen: „Entweder Katholik oder Atheist," wenigstens Offenbarungsläugner, also Atheist (Gottesläugner) im Keime. Denn wenn ich die göttliche Auktorität der Kirche, also diese selbst und ihre Lehre verwerfe, dann muß ich consequent fortprotestirend auch deren Gabe und Produkt, die Bibel, hierauf ihr Dogma, ihren Christus und die christliche Offenbarung überhaupt verwerfen, — das Dogma, alle gewisse religiöse Wahrheit

läugnen, und höchstens ein unbestimmtes, vages, schwankendes, subjektives, menschliches Meinen und Vermuthen in Glaubenssachen und in religiösen Dingen annehmen. Gott ist mir dann höchstens eine ewig schweigende, nie bestimmt sich offenbarende Majestät, ein unbekanntes Wesen, welches um seine Geschöpfe sich nichts kümmert, denselben sich nicht klar und bestimmt offenbart, und sie in ihrer Unwissenheit ihrem traurigen Schicksal überläßt; indem er keine unfehlbare Kirche, kein Organ für die Erhaltung und Verbreitung der Offenbarung gegründet und unfehlbar gemacht hat. Ein solch ewig stummer Gott ohne Liebe, ohne Herz für seine Geschöpfe, ohne Offenbarung an sie, ist aber ein moralisches Unding, so viel als gar kein Gott, folglich treibt mich die Verwerfung der Kirche im consequenten Negiren und Protestiren zuerst zum theilweisen, dann zum ganzen Unglauben, zuletzt zum Atheismus, angefangen mit dem Verwerfen der Kirche und dem ersten Läugnen einer positiven bestimmten Offenbarung in der Kirche. Wenn ich die katholische Kirche, ungeachtet ihrer historischen apostolischen Abstammung und ihres hohen Greisenalters, ungeachtet der Menge ihrer Heiligen und gotterleuchteten Martyrer, Lehrer und Wunderthäter, ungeachtet ihrer wunderbaren Entstehung, Verbreitung und Erhaltung, ungeachtet dessen, daß von ihr allein die Bibel, Offenbarungs- und Christus-Kenntniß in die Welt ausgegangen, und in die später entstandenen andern Confessionen und Afterkirchen

übergegangen ist, — wenn ich die katholische Kirche dennoch nicht als die wahre Kirche Christi anerkennen kann, so kann ich noch viel weniger eine später entstandene Afterkirche als die wahre apostolische Kirche anerkennen, muß folglich zur Ansicht gelangen, daß es gar keine wahre Kirche gebe, daß folglich auch das Christenthum nur Menschenwerk sey, weil dessen Gründer nur eine so erbärmliche, früh verblühte, schnell vergängliche Kirche gestiftet, und hiemit sein Versprechen bezüglich der Kirche nicht erfüllt habe, also nicht Gottmensch, nicht treu, nicht wahrhaftig, nicht allmächtig sey. Mit der Kirche muß also consequent auch Christus fallen, auch er als ein schlechter Baumeister seiner Kirche dastehen, der seine Heilsanstalt entweder nicht in der Wahrheit erhalten wollte, oder nicht erhalten konnte, folglich nicht Gottessohn, nicht der Wahrhaftige, nicht der Getreue, nicht der Allmächtige war. Ist aber Christus nur ein Mensch, dann ist auch seine Lehre, seine Offenbarung ein vergängliches, gebrechliches Menschenwerk, — dann ist jede angebliche Offenbarung Gottes im alten und neuen Bunde nur Täuschung, und Unglaube ist das consequente Endresultat von der Verwerfung der katholischen Kirche, — Unglaube, Offenbarungsläugnung ist der letzte Sohn des kinderreichen Protestantismus, wenn er nicht ganz inconsequent auf halbem Wege seines Fortschrittes stehen bleiben will.

Ohne die katholische Kirche, ohne die Vermittlung

der Kirche, haben wir keine Bibel, keine Kenntniß von dem historischen Christus, von dem Faktum der historischen alt- und neutestamentlichen Offenbarung. Es ist demnach die römisch-katholische Kirche unendlich wichtiger und nothwendiger, als gar Manche glauben. Es dürfte also leicht begreiflich seyn, wenn auch der Verfasser dieser Briefe oft und viel von der katholischen Kirche spricht, dieselbe gegen ihre Gegner vertheidigt, selbst auf die Gefahr hin, als „jesuitisch," als „ein kirchlicher Zelot," als „blinder Eiferer," als „ultramontan" auf dem Pilatus-Pranger der Welt figuriren zu müssen.

Eine unendlich wichtige Frage ist und bleibt für den denkenden, für Gott und die Wahrheit geschaffenen Menschengeist die Frage: Was ist Wahrheit? Wo ist sie zu finden? Welches ist die wahre göttliche Offenbarung? — wo, in welcher Kirche ist sie ganz zu finden? welches ist die wahre, von Christus selbst gestiftete Kirche, die fortwährende Verkünderin und Erhalterin der göttlichen Offenbarung? — Dem Katholiken sind alle diese Fragen klar und bestimmt gelöset, er fühlt in sich die unendlich beseligende Ruhe eines festen göttlichen Glaubens, die Seligkeit, die Wahrheit am rechten Orte gefunden zu haben, und den qualvollen Zweifeln und dem unstäten Meere menschlicher schwankender Ansichten und subjektiver Meinungen entronnen zu seyn.

Doch ernstliches Forschen nach Wahrheit und seliges Finden derselben in der Schule der katholi-

schen Offenbarung, in freudiger Annahme des Dogma, ist nicht die Sache Aller, — gar viele Scheinchristen unserer Zeit sind einem ziemlich allgemein herrschenden Laster verfallen, nämlich dem religiösen und kirchlichen Indifferentismus, der Glaubenslauheit, der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, so daß man Religion und Kirche so dahingestellt seyn läßt, ohne ernstlich zu prüfen, welche Religion, welche Kirche die wahre sey, die ächte Stammmutter der von ihr ausgegangenen, vielfach irrenden und falschen Religionen, Kirchen und Confessionen.

Solch ein flüchtiger Neutraler und Glaubensindifferenter, nämlich Pilatus, sprach einst vor achtzehnhundert Jahren in Jerusalem: „Was ist Wahrheit?" — kümmerte sich jedoch wenig als geschäftiger Weltmann um die Wahrheit, um des Geistes höchstes Gut und eigentliches Lebenselement, ließ vielmehr die personifizirte Wahrheit kreuzigen, ging hierauf herzlos wieder der Welt und seinen Geschäften nach, und bald darauf — seinem vollen, doppelten Untergange entgegen. So endet der Religionsindifferentismus, die Gleichgiltigkeit gegen die ewige Wahrheit und die eigentliche, höhere Bestimmung des Menschen.

Möchten doch Alle dem schmachvollen Religionsindifferentismus, der Glaubensgleichgiltigkeit entsagen, und dagegen ernst die geoffenbarte Wahrheit auf dem rechten Wege suchen und finden, und zu der beseligenden, festen Glaubensüberzeugung und klaren Einsicht gelangen, daß das Christenthum die edelste

Gabe des Himmels, die einzige Heilquelle der leidenden Menschheit sey, daß nur das Christenthum die Vollendung der göttlichen Offenbarung und hiemit die allein wahre Religion sey; daß ferner nur die katholische Kirche die von Christus durch die Apostel gestiftete, von ihnen direkt herstammende Heilsanstalt sey, ein von Menschenhand zwar oft bestaubtes und beschmutztes, aber innerlich dennoch goldenes Gefäß zur Bewahrung und Erhaltung des bis zum Ende der Tage fortlebenden Christenthums. O möchten doch Alle nach göttlicher Wahrheit und Gnade hungernde Menschenkinder an der großen, reichen Abendmahlstafel der katholischen Kirche, nach Gottes Willen, brüderlich vereint sich zusammensetzen, und als mächtige katholische Einheit dem Judenthum und dem Islam entgegentreten und an der Christianisirung Palästinas und der Welt mit vereinten Kräften arbeiten!

Diese beglückende Einheit, diesen beseligenden Glauben, diese erquickende Sättigung mit christlicher Wahrheit und Gnade im Schooße der wahren Kirche, diese Erfüllung des göttlichen Willens, wünschet von Herzen allen Lesern dieser Pilgerbriefe, Katholiken und Akatholiken,

der **Verfasser.**

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Seite

Dreiunddreißigster Brief.

Vierunddreißigster Brief.

Fünfunddreißigster Brief.

Sechsunddreißigster Brief.

Siebenunddreißigster Brief.

Achtunddreißigster Brief.

Neununddreißigster Brief.

das Haus, das er in Besitz nehme, jeder Gegenstand, den er erbeuten werde, zu eigen bleiben solle. Dadurch kam mancher Arme zu einem Palaste. Die reichste Beute scheint Tancred zugefallen zu seyn, und zwar bei der Erstürmung der erwähnten Moschee, des ehemaligen Tempels, auf welchem er seine Fahne aufpflanzen ließ. Diese Beute war, insbesondere an goldenen und silbernen Leuchtern nnd anderen Gefäßen von edlen Metallen, wahrhaft unermeßlich, denn ihre Wegbringung erforderte zwei Tage. Tancred theilte indessen mit Gottfried, weil er dessen Oberbefehl anerkannte.

Herzog Gottfried selbst, der die Fruchtlosigkeit sah, dem Gemetzel Einhalt zu thun, legte nach vollkommener Eroberung der heiligen Stadt die Waffen ab, zog ein Bußhemd an, wallte, von drei Reitern begleitet, um die Stadt, ging durch das goldene Thor, das nach dem Oelberge führt, wieder hinein und nach der Kirche des heiligen Grabes, wo er in Schauern der Andacht auf seine Kniee sank.

Noch wurde in der heiligen Stadt gemordet, aber plötzlich, sey es durch den Anblick des frommen Herzogs, sey es durch eine unerklärliche Umwandlung der Gefühle, ließen die Eroberer von ihrem grausenvollen Thun ab, reinigten sich von dem Blute der Erschlagenen, begannen sich zusammen zu schaaren, und mit entblößtem Haupte und baarfuß nach den heiligen Oertern zu ziehen. Aus unmenschlichen Würgern waren die Kreuzfahrer zu lammfrommen Betern geworden, und heilige Gesänge erklangen, wo kurz zuvor der grause Mordruf erscholl, wo das Angstgeheul der vergeblich Fliehenden, das Wehgeschrei der vergeblich Flehenden, das Gewinsel der Sterbenden die Luft mit unbeschreiblichen Schreckenstönen erfüllt hatte. Und nichts konnte der Demuth, der Andacht, der Freude gleichkommen, womit die vor wenigen Minuten noch so schrecklichen Sieger die Stätten betraten, welche durch die Lehren und Leiden des Erlösers geweiht waren, und für ewige Zeiten geweiht bleiben werden. Als sie dem heiligen

Grabe sich nahten, vergossen sie Thränen der Rührung, war ihr Schluchzen so laut, als ob der gebenedeite Körper Christi noch in demselben ruhe. Reiche Almosen wurden im Uebermaße gespendet, und einen solchen Einfluß übte die Andacht auf Sinn und Seele aus, daß Viele betheuerten, sie hätten den Erzbischof Adhemar und andere Pilger, die der Tod auf dem Zuge nach Jerusalem hinweggerafft, mit nach der geweihten Stätte ziehen sehen. Auch viele Heiligen der Vorzeit erwachten aus vielhundertjährigem Schlummer und erschienen den Gläubigen, die in der Wonne frommer Freude schwammen. *)

Nicht geringere Freude empfanden die christlichen Einwohner von Jerusalem, die während der ganzen Dauer der Belagerung in steter Angst geschwebt hatten, stündlich von ihren mohamedanischen Gebietern niedergemetzelt zu werden. Mit ihren Kreuzen und ihrer Geistlichkeit an der Spitze empfingen sie an der Thüre der Kirche des heiligen Grabes die Sieger, und zogen mit ihnen, lobsingend und Freudenthränen vergießend, in das hochbegnadete Heiligthum. Vor Peter dem Einsiedler, der durch seinen kräftigen Willen und seine feurige Beredsamkeit als erster Urheber des Kreuzzuges und der Befreiung von Jerusalem erschienen, sanken die christlichen Priester der heiligen Stadt, sowie sie ihn erkannten, auf die Kniee, weinten und dankten Gott dem Herrn, der so Großes durch einen geringen Mönch bewirkt. Der Patriarch Simon aber, welcher Peter den Einsiedler zum Boten der Stadt des Erlösers an die abendländische Christenheit erkoren, war nicht anwesend, um Zeuge aller dieser erschütternden

*) Von den Erscheinungen sprechen Raimund von Agiles, p. 139 (namentlich sagt der Kapellan des Grafen von Toulouse, daß der verstorbene Erzbischof Adhemar nicht nur von Vielen in der Stadt erblickt worden sey, sondern daß man ihn auch gesehen habe, wie er zuerst die Mauern erstieg, und Ritter und Volk ermunterte, es gleichfalls zu thun); Wilhelm von Tyrus, Lib. VIII. c. 22; Bernardus Thesaurarius, c. 75. Fulko von Chartres und andere Urquellen schweigen davon.

Ereignisse zu seyn. Noch bevor das Kreuzheer der Stadt sich genähert, hatte er sich nach Cypern begeben, um Almosen für die Christen von Jerusalem zu sammeln, damit diese die Habsucht ihrer ungläubigen Gebieter, von denen sie beständig mit dem Tode bedroht wurden, befriedigen könnten. Während der Belagerung hatte der Patriarch die Fürsten des Kreuzheeres durch Sendung von herrlichem Obste und köstlichem Weine erfreut. Der fromme Hirt verschied inzwischen, ohne die heilige Stadt wieder zu sehen.

Nach verrichteter Andacht eilten die Kreuzfahrer in die eroberten Häuser, schmausten und pflegten der Ruhe. Am andern Tage ließen die Fürsten durch die wenigen, am Leben gebliebenen Mohamedaner, und durch Pilger, die sich ihrer Armuth wegen zu solchem Dienst für Sold hergaben, die Stadt von den Leichen reinigen, und diese theils in tiefe Gruben verscharren, theils verbrennen. Am zweiten und dritten Tage nach Eroberung der Stadt wurden auf den öffentlichen Plätzen Vorräthe an Lebensmitteln und andern nothwendigen Bedürfnissen, die man in der Stadt gefunden, verkauft, und so groß war deren Menge, daß auch die ärmeren Pilger, was sie brauchten, sich anzuschaffen vermochten. Den Jahrestag der Erstürmung der heiligen Stadt erhoben die Fürsten und Priester für alle Folgezeit zu einem hohen Festtage.

Was die Eroberung von Jerusalem als Kriegsthat betrifft, so ist sie unstreitig die bewunderungswürdigste des ersten großen Kreuzzuges. Denn welche überlegene Tapferkeit die Kreuzfahrer immer in den Schlachten von Nicäa und Dorpläum, welche Ausdauer und Standhaftigkeit sie bei der Belagerung, und welchen kühnen Muth sie in der Schlacht von Antiochien bewiesen: so stand doch bei allen diesen Ereignissen ihre Zahl, die stärkere Natur und bessere Kriegskunst der Europäer mit in Anschlag gebracht, in keinem allzuschreienden Mißverhältnisse zu jener des Feindes, und den Sieg über Kerboga hatten sie überdies zum großen

Theile der Uneinigkeit und dem bösen Willen der unter seine Befehle gestellten Emire verdankt. Aber die Vertheidiger des so festen Jerusalems waren den Belagerern an Zahl um das Dreifache überlegen; es fehlte den Letzteren lange an den Mitteln, um die nöthigen Thürme und Maschinen zu bauen; sie litten unter der brennenden Sommersonne Syriens Mangel an Wasser wie an Lebensmitteln: dennoch war die Stadt am achtundzwanzigsten Tage nach dem ersten Erscheinen der Kreuzfahrer vor den Mauern in ihrer Gewalt, wurde von der unzugänglichsten Seite und trotz der verzweifelten Gegenwehr der so zahlreichen Besatzung mit stürmender Hand genommen. Hiezu kommt, daß die Fürsten und Krieger, weit entfernt, sich durch die Nachricht von dem Anrücken eines übergroßen ägyptischen Heeres vom Sturme abschrecken zu lassen, aus ihr vielmehr neue Entschlossenheit schöpften, den Sturm mit größerer Heftigkeit und unbezwinglicherem Muthe als je fortzusetzen, und auch ihr Ziel erreichten. Dazu trug vor Allem aber auch die religiöse Begeisterung, welche der Anblick der heiligsten Stadt des Erdbodens entzündete, und von deren Innigkeit und Gewalt man sich in unseren nüchternen Zeiten kaum einen Begriff machen kann, eben so wichtig als entscheidend bei.

Beinahe 90 Jahre blieb Jerusalem der Sitz eines christlich-fränkischen Königreichs, vom Jahre 1099 bis 1187. Doch die Christen entarteten, und ihre Sünden hatten die gerechte Strafe zur Folge, daß Saladin, der edle, fromme und tapfere egyptische mohamedanische Sultan das christliche Heer bei Hittin in Galiläa 1187 gänzlich schlug, und im nämlichen Jahre Jerusalem eroberte und zur Uebergabe an die Mohamedaner zwang.

Diese merkwürdige Begebenheit trug sich also zu:

Die Stadt des Erlösers war und ist auch den Muselmännern heilig, und deßhalb wünschte Saladin, der sich eben so sehr durch Frömmigkeit als durch andere große Eigen-

schaften des Herrschers und Menschen auszeichnete, in den Besitz von Jerusalem ohne Belagerung zu gelangen. Unterhandlungen wurden mithin, während er noch vor Askalon lag, eingeleitet und der Sultan bot in der That, was die Christen von Jerusalem hätten annehmen sollen, wenn sie von dem Geiste der Klugheit und einer richtigen Würdigung der Lage der Dinge geleitet gewesen wären. Der Sultan, dessen Worttreue in Zweifel zu ziehen es nicht die entfernteste Ursache gab, versprach Waffenstillstand für Jerusalem bis Pfingsten des nächsten Jahres, Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, einen Umkreis von mehreren Stunden zu freiem Anbau und freiem Verkehre, ja sogar dreißigtausend Goldstücke zur Ausbesserung der Mauern, Alles unter der Bedingung der Uebergabe der heiligen Stadt, wenn ihr bis dahin kein ausgiebiger Beistand käme. Es versprach Saladin ferner, im Falle der Uebergabe zu Pfingsten 1188, die Einwohner von Jerusalem sammt ihren beweglichen Gütern nach jedem christlichen Lande, wohin sie würden ziehen wollen, geleiten zu lassen. Durch Annahme dieser Bedingungen wäre jedenfalls eine neunmonatliche Frist gewonnen worden, binnen welcher Zeit aus Italien und Konstantinopel ausgiebige Hilfe gar wohl hätte kommen mögen. Aber die Gesandten von Jerusalem antworteten mit mehr Frömmigkeit als Klugheit, daß die Stadt, wo der Heiland für das Menschengeschlecht den Tod erlitten habe, nimmermehr übergeben werden dürfe an Ungläubige. Diese Antwort soll den Sultan so erbittert haben, daß er schwur, sich Jerusalems nur durch Gewalt bemächtigen zu wollen.

Es war Balian von Ibelim, welcher in Jerusalem die oberste Leitung der Angelegenheiten übernommen hatte. Das war so gekommen. Balian, welcher bei der Einnahme von Berytus Gefangener des Sultans geworden, hatte von diesem gegen Uebergabe seiner Burg Ibelim die Erlaubniß erhalten, aus derselben seine Gemahlin und Kinder nach Je-

rusalem geleiten zu dürfen, wo er jedoch nur einen Tag verweilen und nicht wieder die Waffen gegen die Muselmänner führen sollte. Als er aber in der heiligen Stadt, wo seit dem Tage von Hittin Alles noch in größter Bestürzung war, ankam, wurde er von den Bürgern mit solcher Freude empfangen, und so sehr drangen sie in ihn, die Leitung der verwaisten Stadt zu übernehmen, daß er sich insbesondere, als ihn der Patriarch Heraklius des dem Sultane geleisteten Eides entband und mit ewigen Strafen für sich und alle seine Nachkommen bedrohte, wenn er das heilige Jerusalem verließe, dem allgemein ausgesprochenen Wunsche fügte und sich von den Einwohnern huldigen ließ. Balian gab dem Sultane, als dieser vor Ibelim lag, Kunde von dem Geschehenen, und wie er nicht umhin gekonnt habe, seinen Eid zu brechen. Saladin erkannte die von Balian angeführten Gründe als triftig an, ja war edelmüthig genug, ihm sicheres Geleite für seine Gemahlin und Kinder aus Jerusalem nach Tripolis zu bewilligen.

Balian übernahm die oberste Leitung der Angelegenheiten zu Jerusalem unter Verhältnissen, wie sie schwieriger kaum gedacht werden können. Eine so zahlreiche Menge Volkes, Weiber und Kinder hatte sich nach der Unglücksschlacht von Hittin und der darauf folgenden furchtbaren Verheerung des gelobten Landes durch die siegreichen Ungläubigen in die heilige Stadt geflüchtet, daß die Häuser sie nicht alle fassen konnten und daß sehr zu besorgen war, daß die Lebensmittel bei der bevorstehenden Belagerung nicht weit reichen würden. Dem suchte Balian nach Möglichkeit zu begegnen, indem er täglich die Umgegend durchstreifen ließ, um Schlachtvieh und andere Lebensmittel wegzunehmen und in die Stadt zu bringen. Weil die ganze Ritterschaft von Jerusalem an dem Tage von Hittin geblieben war, schlug Balian eine Anzahl streitbarer Söhne der Bürger zu Rittern. Um Geld zur Unterhaltung der Ritter und Knechte zu schaf-

sen, ließ er, mit Einwilligung des Patriarchen Heraklius, das Silber von dem Grabe des Erlösers wegnehmen, um daraus Münzen zu prägen, und kehrte überhaupt Alles vor, das unter den obwaltenden Umständen irgend möglich war, die heilige Stadt zu einem langen Widerstande zu befähigen.

Am Abende eines Donnerstages, den 20. September 1187, erschien Saladin mit unzähligen Schaaren vor Jerusalem und bezog ein Lager von dem Thurme Davids bis zum Thore des heiligen Stephan. Das war allerdings nicht die Seite, von welcher Jerusalem leicht oder überhaupt einzunehmen war, weil die auf steilen Höhen stehenden Mauern durch tiefe Thäler von der jenseitigen Fläche getrennt waren. Saladin wußte es auch, nicht ernste Belagerung wollte er hier, sondern den Einwohnern nur seine unwiderstehliche Macht zeigen, weil er, trotz des erwähnten Gelübdes, ihnen billige Bedingungen der Uebergabe antragen wollte.

Doch schon am andern Tage überzeugte er sich von dem Starrsinn der Einwohner, der nur durch eine Belagerung gebrochen werden konnte; denn sie begannen an demselben den Kampf mit dem größten Ungestüm, und acht Tage hindurch wurde mit unbeschreiblicher Erbitterung vom Morgen bis zum Abend gestritten. Niemand schloß sich von dem Kampfe aus und neben den Rittern und Bürgern fochten die Priester und Mönche, während in der Stadt die Kampfunfähigen, Greise, Kinder und Weiber, feierlich von Kirche zu Kirche zogen und Gott und den Erlöser um die Bewahrung ihrer heiligen Stadt anflehten. Saladin selbst rühmt in seinem Schreiben an den Chalifen die Tapferkeit der Vertheidiger von Jerusalem und sagt, daß sie in den Ausfällen, die sie machten, einen unbegreiflichen Muth bewiesen hätten und daß ihre Angriffe schrecklich gewesen wären. Da änderte der Sultan seinen Entschluß.

Am neunten Morgen nach Erscheinung der Ungläubi-

gen vor der Stadt sahen die Bewohner, daß dieselben ihre Zelte abbrachen, und unbeschreiblicher Jubel erhob sich in Jerusalem. Doch war die Freude nur kurz, denn die Schaaren Saladins, welcher eingesehen hatte, daß er von der Seite, wo er bisher gelagert, die Stadt nimmermehr werde einnehmen können, lagerte sich auf der andern Seite des Stephansthores vom Thale Josaphat bis hinüber zur Abtei des Calvarienberges. Es wählte mithin der einsichtsvolle Saladin dieselbe Angriffsfronte, wie man in der neuern Kriegssprache sagen würde, wie Gottfried von Bouillon und seine verbrüderten Kreuzheer-Fürsten. Noch denselben Tag und die folgende Nacht stellten die Ungläubigen zwölf Wurfmaschinen auf. Am nächsten Tage rückte das ganze gewaltige Heer Saladins in drei Abtheilungen gegen die Mauern an, und dieser Anblick, sowie ein mißlungener Ausfall, verbreitete einen solchen Schreck, daß Niemand auf den Wällen gegen den Feind zu kämpfen wagte. So rückten die Ungläubigen ungehindert heran, beschossen mit Geschossen jeglicher Art die Mauern, untergruben sie und warfen binnen zwei Tagen fünfzehn Klaftern nieder. Dies vermehrte die Muthlosigkeit der Einwohner und es ließen sich selbst für hohe Geldsummen keine Knechte finden, um während der Nacht die wenigen Ritter in der Vertheidigung gegen die von dem Feinde gemachte Sturmlücke zu unterstützen.

Am folgenden Tage bemächtigte sich der Muth der Verzweiflung vieler Herzen, und Ritter und Knechte verlangten von Balian und dem Patriarchen in der nächsten Nacht sammt und sonders aus der Stadt zu fallen, die Ungläubigen mit aller Gewalt anzugreifen und so wenigstens eines rühmlichen Todes zu sterben. Aber der Patriarch Heraklius, ein furchtsamer Mann, wollte von einer solchen Heldenthat nichts wissen, stellte die Gefahr vor, welche das unzählige, wehrlose Volk durch sie treffen würde, und rieth in eindringlicher Rede zum Frieden. Alle fielen dem Patriarchen bei und mit

Zustimmung Aller wurde Balian an den Sultan gesandt, mit ihm über den Frieden zu unterhandeln.

Saladin empfing den Abgesandten mit den Worten: „Du kommst zu spät zur Unterhandlung! die Stadt ist mein, denn siehe, schon wehen unsere Fahnen auf den Mauern.“ Und so war es in der That. Einige der muthvollsten Ungläubigen waren durch die Sturmlücken gedrungen, hatten die Mauer erstiegen und Saladins Panier aufgepflanzt. Aber da faßten sich die Ritter ein Herz, ermunterten einander, widerstanden kräftig den Sarazenen, warfen sie und das Panier Saladins wieder über die Mauer hinab. Dieser Anblick machte einigen Eindruck auf Saladin, welcher Balian in die Stadt zurückkehren und am andern Morgen wieder kommen hieß.

Inzwischen machte das Werk der Vorbereitung furchtbarer Einnahme durch Sturm unabläßige Fortschritte. Während der Nacht selbst arbeiteten die Wurfmaschinen, und zwar mit solchem Erfolge, daß ein großer Theil eines Thurmes mit großem Geprassel niedergeworfen wurde. Die Einwohner, von denen in dieser angstvollen Zeit wohl wenige geschlafen haben mögen, erschracken über den furchtbaren Lärm, und die Wachen, nicht anders vermeinend, als die Ungläubigen wären eingedrungen, schrieen: „Wir sind verrathen! wir sind verrathen!“ Am andern Morgen hielten die Priester und Mönche einen feierlichen Umzug auf der ganzen Mauer mit dem allerheiligsten Fronleichnam, mit Kreuzen, Fahnen und Reliquien und sangen heilige Hymnen und flehten zu Gott, er möge seine Stadt behüten. Aber diese Feierlichkeit genügte der Zerknirschung und Furcht vor dem nahenden Strafgerichte nicht; vor den Calvarienberg wurden Wannen mit Wasser gestellt, in dieses ließen die vornehmen Frauen ihre Töchter entkleidet bis an den Hals untertauchen, den Haarschmuck abschneiden und von sich werfen. Fürwahr, eine seltsame Art, die zürnende Gottheit zu versöhnen.

Inzwischen hatte Balian von Ibelim, der Regent der belagerten Stadt, sich wieder zu dem Sultan verfügt und bot die Uebergabe von Jerusalem unter der Bedingung freien Abzuges aller Einwohner mit ihrer fahrenden Habe an. Saladin erinnerte Balian dagegen, daß er selbst früher der Stadt ungleich bessere Bedingungen geboten habe und daß dieselben verworfen worden wären, worauf er das Gelübde gethan, die Stadt nur durch das Schwert einnehmen zu wollen. Jerusalem müsse sich daher unbedingt ergeben, oder die Einwohner hätten nichts zu erwarten, als Tod oder Gefangenschaft. Balian aber bat um des Anschauens Gottes willen, der Sultan möge den Belagerten ein milder Sieger sein. Und das Herz des edlen Saladin fühlte sich erweicht und er erklärte, daß er um Gottes Willen und aus Achtung für Balian den Einwohnern ihre Habe lassen wolle; sie selbst aber sollten, wie in einer erstürmten Stadt, in seiner Gewalt seyn, doch möge es jedem freistehen, sich loszukaufen von der Knechtschaft. Als nun Balian fragte, wie hoch das Lösegeld sich wohl belaufen werde? antwortete Saladin: „Zwanzig Goldstücke für die Männer, zehn für die Frauen, fünf für die Kinder, ohne Unterschied zwischen reich und arm.“ Balian entgegnete: es gebe in der Stadt unter hundert Männern kaum zehn, die ein solches Lösegeld aus eigenen Mitteln zu erschwingen vermöchten, denn sie sey angefüllt mit einer unzähligen Menge Volkes von dem Lande, Flüchtlingen, deren Habe von den Muselmännern erbeutet worden. Und abermals rief der Redner die Barmherzigkeit des Sultans um Gottes Willen an. Saladin erwiderte, er werde die Sache überlegen, und hieß Balian am nächsten Tage wieder kommen.

Große Trauer entstand in Jerusalem, als Balian solche Botschaft brachte, denn woher sollte man das Lösegeld für die Menge armen Volkes nehmen? Da wurden der Comthur und die Ritter des Hospitals des heiligen Johannes aufgefordert, zu diesem Zwecke den Theil des Schatzes des

Königs von England auszuliefern, den sie in ihrer Verwahrung hätten, gleichwie der Großmeister der Templer den seinigen dem Könige Veit überantwortet hatte. Es blieb den Johannitern nichts übrig, als einzuwilligen, weil andernfalls der Schatz doch in die Hände Saladins gefallen seyn würde.

Als Balian am nächsten Tage wieder vor dem Sultan erschien, um den Vertrag auf so billige Bedingungen als möglich abzuschließen, fand er den edeln Muselmann abermals geneigt, von seinen Forderungen so viel als möglich nachzulassen. Er setzte das Lösegeld für Jeden, der das zehnte Jahr überschritten, auf zehn, für die Frauen auf fünf und für Kinder unter 10 Jahren auf zwei Goldstücke herab. Wie darauf Balian unter Anrufung seiner Barmherzigkeit ihm vorstellte, daß es in der Stadt zwanzigtausend Menschen gebe, von denen auch nicht ein Einziger ein solches Lösegeld zu zahlen vermöge, erklärte Saladin, daß er siebentausend Arme für hunderttausend Goldstücke freigeben wolle. Als Balian vorstellte, daß auch das schlechthin unmöglich sey, setzte er das Lösegeld für die siebentausend Arme auf fünfzigtausend, ja auf weiteres Flehen Balians sogar auf dreißigtausend Goldstücke herab, wobei er ferner so menschlich war, zu bewilligen, daß zwei Frauen für einen Mann und zehn Kinder gleichfalls für einen Mann gerechnet werden durften. Er gestattete eine vierzigtägige Frist zum Verkaufe der Güter, zur Bezahlung des Lösegeldes; wer jedoch nach dieser Frist noch in der Stadt sich befinde, der falle unwiederbringlich in die Knechtschaft des Sultans. Die Auswandernden versprach er sicher nach Antiochien oder nach Alexandrien geleiten zu lassen, in welcher letztern Stadt er ihnen den Aufenthalt so lange gestatte, bis sie Schiffe zur Fahrt in das Abendland gefunden haben würden. Endlich wirkte Balian noch aus, daß die streitbaren Männer ihre Waffen mitnehmen durften, um sich gegen Räuber zu schützen.

Mit diesen Bedingungen kehrte Balian nach Jerusalem zurück, und als die Herolde den abgeschlossenen Vertrag verkündeten, erhob sich das Wuthgeschrei der Armen gegen den Patriarchen und die Ritter, welche beschuldigt wurden, sie hätten die heilige Stadt und das Volk Gottes verkauft, wie Judas, der Erzverräther, unsern Herrn Jesus Christus. Aber der Vertrag mußte erfüllt werden und noch denselben Tag wurden die Schlüssel der Stadt Saladin überliefert. Freudig sagte dieser Gott Dank, ließ den Thurm Davids, die Thore und Mauern besetzen und auf ihnen sein Banner aufpflanzen.

Am nächsten Tage, den 3. Oktober 1187, hielt der siegreiche Sultan seinen feierlichen Einzug in das auch ihm heilige Jerusalem, das neunundachtzig Jahre im Besitze der Christen, zum großen Schmerze der Muselmänner, gewesen. Die christlichen Kirchen wurden ihres Schmuckes beraubt, mit Rosenwasser gereinigt und von den mohamedanischen Priestern in Moscheen verwandelt. In dem Tempel Salomo's ließ Saladin den Predigtstuhl aufrichten, welchen schon Nurredin in der Hoffnung, Jerusalem zu erobern, für diesen Zweck hatte fertigen lassen. Diesen Stuhl bestieg am ersten Freitag nach dem Einzuge des Sultans in die heilige Stadt der Scheich Mohamed Ebn Saki und ermahnte die Muselmänner zum Danke gegen Gott. Mit wie großem Schmerze die Christen auch die Entweihung der heiligsten Kirchen, so jener außerhalb der Mauern, an der Stelle, wo Christus das Abendmahl eingesetzt hatte und wo Saladins Bruder Adel und seine Emire ein lärmendes Gelag hielten, ertrugen; wie sehr sie seufzten, daß an den geweihten Stätten, wo sonst christliche Lobgesänge erklungen, das wilde Siegesgeschrei der Muselmänner erscholl, daß von dem Calvarienberge ein Muezin sein: „Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet!" ausschrie, daß die Glocken von allen Kirchen genommen und zertrümmert wurden; wie sehr sie über

dies Alles weinten und trauerten: erreichte ihre Seelenbetrübniß doch den höchsten Grad, als, gleich den Kreuzen anderer Kirchen, auch das große goldstrahlende Kreuz von dem Tempel Salomo's oder richtiger von Omars Moschee an der Stelle des salomonischen Tempels herabgenommen, und von den Muselmännern mit Stricken in dem Schmutz der Straßen unter Schimpfreden und Verfluchungen umhergezogen wurde. Ein Schreckensruf entwand sich der schmerzzerrissenen Brust aller Christen, die es sahen, und mancher Mann dachte, besser wäre mir, im Kampfe für das Kreuz gefallen zu seyn, als solchen Frevel zu schauen, solche Schmach zu erblicken. Nur eine Kirche, jene des heiligen Grabes, wurde in keine Moschee verwandelt, entging aber gleichfalls der Verunehrung nicht.

Wie immer Saladin über den Triumph seines Glaubens sich freuen mochte, hielt er, nach dem Zeugnisse aller christlichen Geschichtschreiber, unverbrüchlich sein Wort des Schutzes der Personen und des Eigenthums der Christen. Er zeigte sich edel und groß, ein Beschützer der Armen wie immer. Die reichen Pullanen dachten nur daran, ihre Schätze zu retten, nicht aber, ihren dürftigen, mit der Sklaverei bedrohten Brüdern zu helfen, das Lösegeld zu erlegen, obschon Balian und der Patriarch verordnet hatten, daß Niemand mehr Geld mitnehmen solle, als zu seiner Reise in ein christlich Land erforderlich, und daß der Ueberschuß in eine gemeinsame Kasse gelegt werden solle, um aus ihr die Loskaufung der Dürftigen zu bestreiten. Um zu diesem Behufe den Vermögensstand eines Jeden kennen zu lernen, wurden in jeder Pfarrei beeidete Schätzmeister angestellt. Doch das Alles half wenig, Goldmünzen sind leicht jeder Nachforschung zu entziehen, so daß außer den siebentausend Armen, die mit den dreißigtausend Goldstücken des englischen Schatzes losgekauft wurden, nicht viele andere durch die Reichen ihre Freiheit bewahrten.

Saladin übertraf die reichen Christen, nach deren eigenen Schriftstellern, unendlich. Nachdem Alle, die losgekauft waren, die Stadt verlassen hatten, bat Malek al Adel seinen Bruder, den Sultan, um tausend Gefangene, und nachdem die Bitte gewährt war, schenkte er ihnen allen die Freiheit. Dasselbe that Saladin auf die Bitte des Patriarchen siebenhundert und auf die Bitte Balians siebenhundert andern Armen. Sein eigenes Herz überfloß von Großmuth, und nicht willens, hierin von Anderen übertroffen zu werden, ließ er am nächsten Tage die Pforte des heiligen Lazarus in der südlichen Stadtmauer öffnen und vom Morgen bis zum Abend arme Christen ausziehen; jedoch wurde jeder zuvor sorgfältig untersucht, ob er nicht habe, womit er sich loskaufe. Das zurückgebliebene Volk wurde gezählt und es fanden sich noch Elftausend. Zwar erboten sich Balian und der Patriarch zu Geiseln, bis ihre Loskaufung bewirkt seyn würde; allein der Sultan blieb unerbittlich und verbot, weiter in ihn zu dringen, entweder weil er die Stadt nicht ganz von Christen entvölkern wollte oder nicht umhin konnte, sie unter seine Emire zu vertheilen.

Unter den ausziehenden Frauen und Kindern befanden sich viele der Ritter, welche in die Schlacht von Hittin gezogen. Sie flehten jetzt den Sultan an, ihnen ihre Gatten und Väter wiederzugeben. Der milde Fürst that es mit Denen, die in seiner Gefangenschaft waren; die Wittwen und Waisen aber beschenkte er reich.

Das aus der Stadt gezogene Volk lagerte im Angesichte von Jerusalem. Saladin, einsehend, daß eine solche Menschenmenge nicht auf e i n e r Straße ziehen könne, theilte sie in vier Scharen, denen er die Templer, die Johanniter, Balian von Ibelim und den Patriarchen Heraklius zu Führern gab und drei Wege anwies, so daß die beiden Letztgenannten mit ihren Haufen auf Einem zogen. Jeder Schaar gab Saladin fünfzig seiner Reiter mit, deren eine Hälfte die

Vorhut, die andere die Nachhut bildete. Diese beiden Wachen wechselten täglich ab und die Vorwache hatte den Auftrag, des Nachts das Lager zu umreiten, es vor Räubern zu bewahren. Auch auf dem Marsche erfuhren die Christen die Milde der Muselmänner; häufig stiegen sie von ihren Pferden, hoben einen Kranken oder Ermatteten darauf und gingen nebenher zu Fuße. In schneidendem Gegensatze stand, als die Auswanderer in das Land der Christen kamen, das Benehmen der Pullanen zu jenem der Mohamedaner; doch wir wollen einen Schleier über die von christlichen Zeitgenossen beglaubigte Verworfenheit jener ziehen.

Seit dieser unglücklichen Zeit ist Jerusalem nie mehr den Händen der Mohamedaner entrissen worden, nie mehr vorherrschend christlich, nie mehr die Residenzstadt und Hauptstadt eines christlich-palästinensischen Königreiches geworden. Die Christen hatten sich dessen unwürdig gemacht, und fielen so tief, daß sie nach und nach das ganze heilige Land an die Mohamedaner verloren. In späteren Jahrhunderten wurden die europäischen Christen so kalt, so gleichgiltig gegen das heilige Land, daß sie sich wenig mehr um dasselbe bekümmerten, seinen Verlust gar nicht betrauerten, die Glaubensbegeisterung der alten Kreuzritter gar nicht mehr begreifen konnten, und ihre Unternehmungen für Thorheit und Religionsschwärmerei ansahen.

Viele waren vom alten Glauben und der alten Kirche abgefallen, und Verächter der Reliquien, der heiligen Orte und der Wallfahrten geworden. Viele leugneten die Gottheit Christi und hiemit die Göttlichkeit des Christenthums selbst. Viele waren nicht warm und nicht kalt, lebten gedankenlos in den Tag hinein, bekümmerten sich wenig um Religion, aber viel um Politik, um die Gegenwart, um die Tagesgeschichte, um Erwerb und Genuß, um Handel und Industrie, und wurden somit ganz in das Zeitliche, Irdische, Sinnliche und Materielle so hineingezogen, daß sie bei lebendigem Leibe wie todt für das

Höchste und Edelste umherwandelten. Alle diese Dinge, alle diese zusammenwirkenden Ursachen mußten zuletzt das traurige Resultat des bleibenden Verlustes des heiligen Landes, dessen jahrelange Vernachlässigung, ja Geringschätzung, zur nothwendigen moralischen Folge haben.

Doch in unserm Jahrhundert ist ein besserer, mehr christlicher und kirchlicher Geist wieder erwacht, daher auch ein sehr erfreulicher Umschwung für das heilige Land eingetreten.

Möge dieser erfreuliche Fortschritt nicht zum traurigen Stillstande, noch weniger zum schmählichen Rückgange werden, sondern unaufhaltsam seiner herrlichen Vollendung entgegen eilen! Möge die Gegenwart und Zukunft hereinbringen, was die Vergangenheit so jämmerlich versäumt und vernachlässigt hat. Möge Jerusalem und Palästina vom lebendigen Christenthum erobert, von edlen Christen kultivirt und veredelt werden, auf daß dort Ein Hirt und Eine Heerde werden, und auch die Ungläubigen ihr Glück und ihr Heil bei Dem suchen und finden mögen, der in diesem Lande zum Heile der ganzen Menschheit gelebt, gelitten und für Alle geblutet hat. — Amen.

Vierunddreißigster Brief.

Jerusalem im Jänner 1857.

Inhalt: Licht und Schattenseite im Charakter der Türken. — Eigenthümliche Sitten der Türken; — deren Fanatismus. — Ursprung vom türkischen Symbol des Halbmondes. — Veranlassung des mohamedanischen Weinverbotes. — Renegaten. — Mohamed's Rigorismus und Einseitigkeit, nachgeahmt von den christlichen Sektenstiftern. — Gebrauch und Mißbrauch einer Sache.

Schon über 300 Jahre sind die Türken die Herren und Regenten des heiligen Landes. Deßhalb soll dieser Brief auch etwas Türkisches vorbringen.

Jede Nation hat etwas Eigenthümliches, eine Licht- und eine Schattenseite. An den Türken wird als deren Lichtseite gerühmt: Gutmüthigkeit, Genügsamkeit und Ehrlichkeit, Elternehre und unbedingte Hingebung an ihre Religion, hoher religiöser Eifer, in welch guten Eigenschaften sie viele charakterlose und religionslaue Abendländer beschämen. Ihre religiösen Uebungen, ihre Gebete, Waschungen üben sie offen und eifrig, schämen sich ihrer Religion nicht, wie bei uns es Mode ist. Das Alter und die Eltern zu ehren ist den Türken heilige Pflicht, — und bei uns beginnt die Geringschätzung der Eltern oft schon vor den Tölpeljahren.

Von der Ehrlichkeit eines türkischen Kaufmannes wurde mir folgende rührende Geschichte erzählt: Ein Europäer kauft in einem türkischen Kaufladen etwas ein, geht und vergißt seine Börse. Der türkische Kaufmann nimmt das Geld und spekulirt damit glücklich. — Nach langer Zeit kommt der Europäer wieder in den Kaufladen, der Türke erkennt ihn, — und sagt: „Herr! hier haben Sie ihre Börse wieder, zugleich mit dem Gewinne, den ihr Geld unterdessen abgeworfen hat.“ — Welche edle Ehrlichkeit eines Türken!

Die Schattenseite im Charakter der Türken ist Fanatismus, Vielweiberei, Faulheit, Trägheit, Verweichlichung, religiöser Fanatismus und Mechanismus, tief gewurzelte Abneigung gegen jede Verbesserung im bürgerlichen, politischen und religiösen Gebiete, phlegmatisches Beharren beim gewohnten Alten, Haß und Verachtung des Christenthums rc. — Doch manche abendländische Neuheiden sind irreligiös und christenthumsfeindlich, gehässig gegen Religion, Priester und Kirche, — und hierin türkischer als der fanatische, intolerante Türke selbst. — Wenn manchen europäischen Neuheiden in der Religion nicht Mechanismus und leeres, gedankenloses Formelwesen, nicht Mißbrauch und geistloser Gebrauch einer heiligen Sache, nämlich der Religion, vorgeworfen werden kann, so rührt dieß einfach daher, daß sie

gar keine Religion haben, die Sache selbst verloren haben, folglich des Mißbrauches, und des mechanischen Gebrauches derselben unfähig sind, da ihnen jegliche äußerliche Religionsübung mangelt. Somit stehen auch in dieser Beziehung manche irreligiöse und religionslose Europäer tief unter den Türken, welche doch noch einige Religion haben, wenigstens etwas Religiöses besitzen und üben.

Manche türkische Sitten sind das Gegentheil der unsrigen, aber vielleicht besser und natürlicher als die unsrigen. Wir Europäer z. B. feiern bei einem Bau den Anfang, die Legung des Grundsteines, — die Türken aber das Ende, die Errichtung des Daches. Bei uns ist der Bart ein Zeichen der Vernachlässigung, bei den Türken ein Zeichen männlicher Würde; den Kopf rasiren ist ihnen Sitte, bei uns Strafe. Eine rothe Mütze ist bei uns Zeichen der Frechheit, bei ihnen der Hut. — Bei uns ist in Sitte, im Leben, in Kleidung, im Staatswesen, in der Gesetzgebung u. s. w. vielfacher Wechsel und Wandelbarkeit, — bei ihnen hingegen ewige Stabilität; sie können nicht begreifen, daß das Gute der Abänderung fähig und bedürftig sey. — Der Abendländer hält den Türken für unglücklich, weil ihm öffentliche Lustbarkeiten fehlen, und er auf seine Haus- und Familienfreuden beschränkt ist, — und der Türke hält den Franken für unglücklich und bemitleidenswerth, weil er außer dem eigenen Hause Vergnügen sucht und bedarf. — Selbst der religiöse Fanatismus und die religiöse Intoleranz des Türken ist zu entschuldigen als das Uebermaß seines festen Glaubens von der Wahrheit seiner Religion. Dieser religiöse Fanatismus kann, wenn er geweckt und aufgestachelt wird, zu einer wilden Furie, zu einer rasenden blutigen Leidenschaft ausarten, — außerdem zeigt er sich im gewöhnlichen friedlichen Leben und Verkehr mit den Christen nur als Abneigung, als Mißtrauen, als Absonderungssucht und als Unwille gegen den Fremden, oder gibt sich auch kund durch Schmähreden und Stein-

würfe, zumal bei der eifrigen islamitischen Jugend. — Nur reizen darf man diesen wilden Löwen des Fanatismus nicht, sonst folgen traurige, oft blutige Exzesse. Ein Christ hatte einstmals in einer Moschee Miene gemacht, auszuspucken, das ward als Zeichen der Verachtung der mohamedanischen Religion und als versuchte Entweihung der Moschee durch ein „Christenschwein" angesehen, und sogleich ward der arme Christ von den fanatischen Türken umringt, und hatte es nur der besänftigenden Vermittlung seines Führers zu verdanken, daß er mit der kleinen Genugthuung der Reinigung des Bodens mit seinem Sacktuche davon kam.

Die Regierung der Türken, ihre Verwaltung, ihre militärische, wissenschaftliche und politische Bildung, die Lage des weiblichen Geschlechtes 2c. ist allerdings höchst mangelhaft, erbärmlich und angemessen einem halbbarbarischen asiatischen Volke, das in den Fesseln halber Sklaverei dahin lebt, ohne sein Elend auch nur gehörig zu fühlen und zu erkennen, da ihm die höhere Bildung, die Veredlung der menschlichen Natur und der Regierung durch den Einfluß des Christenthums abgeht. Wer nichts Besseres verkostet hat, dem genügt auch das Schlechte. Gewohnheit vermag unendlich viel über den Sterblichen; selbst der Sklave kann sich an sein Schicksal, an seinen Stand gewöhnen und sein Loos gut, wenigstens erträglich finden.

Du lieber Freund! hast mich neugierig gefragt, woher denn bei den Türken der Halbmond und das Verbot des Weintrinkens stamme? Ich will dir hierüber Aufschluß ertheilen.

Im Abendlande ist vielfach die irrige Meinung verbreitet, daß der Halbmond ein eigenthümlich mohamedanisches Zeichen sey, allein er ist nur ein von den Türken entlehntes Symbol, und zwar von dem alten Byzanz. — Als nämlich der ländersüchtige macedonische König Philipp einstens in einer stillen Nacht die Hauptstadt des Landes, das alte Konstantinopel, damals Byzanz geheißen, erobern und überrum-

peln wollte, und Alles schon zum Angriff bereit stand, während die Bewohner in nächtlicher Stille schliefen, — da trat plötzlich der Mond mit hellen Strahlen aus den dichten finstern Wolkenschichten empor, beleuchtete die Stadt und die Umgebung, zeigte, verrieth den Stadtwächtern auf den Mauern den still anrückenden Feind. Sie machten Lärm, rüsteten sich schnell zur Vertheidigung, und der Feind mußte beschämt unverrichteter Sache abziehen. Die Byzantiner schrieben nun ihre Rettung dem Monde, der nächtlichen Mond-Gottheit, der Diana zu, welche sie unter der Gestalt des Halbmondes verehrten. Seit jener Zeit nahmen sie die Diana als ihre Schutzgöttin an unter dem Symbol des Halbmondes, wie eine alte Inschrift auf noch vorhandenen Münzen beweist. Der Kaiser Konstantin, welcher Byzanz zu seiner Residenz erwählte, verschönerte und zum schönen Konstantinopel umbaute und umtaufte, behielt dieses alte Sinnbild der alten Stadt bei. Dasselbe thaten die Mohamedaner und Türken, als sie später diese Stadt eroberten und Herren vom schönen Konstantinopel wurden. Sie fügten diesem symbolischen Zeichen noch einige Embleme bei, verknüpften damit noch einige wunderliche Sagen, von Mohamed's Thaten am Monde, und so wurde der alte heidnische Ursprung dieses Zeichens allmählig vergessen, nahm einen vorherrschend mohamedanischen Charakter an, und jetzt trat der Halbmond als Sinnbild des Islam auf, zum Gegensatz des Kreuzes, des Symboles des Christenthums.

Auch das mohamedanische Weinverbot hat eine eigenthümliche Veranlassung.

Mohamed, der fanatische Religionsschwärmer, hatte mehrere Freunde, oder richtiger Günstlinge, welche sich, wie gewöhnlich, gegenseitig beneideten und anfeindeten. Einstens zechte und schwelgte der Lügenprophet Mohamed mit seinen drei Günstlingen Buheran, Ali und Abu. Als der Prophet und Buheran vom Weine berauscht im

Schlafe lagen, hielt Abu dieß für eine günstige Gelegenheit, seinen verhaßten Nebenbuhler Buheran aus dem Wege zu räumen. Er zog das Schwert des schlafenden und berauschten Mohamed, hieb damit dem Buheran den Kopf ab, und steckte alsdann nach vollbrachter Meuchelthat das blutige Schwert wieder vorsichtig in die leere Scheide Mohamed's. Hierauf legte er sich still an seines Herrn Seite, um zu schlafen. Als Mohamed erwachte, seinen Weinrausch ausgeschlafen hatte, und seinen Günstling neben sich enthauptet sah, schrie er wüthend: „Diese schreckliche That muß einer von uns im Rausche gethan haben!" Der wahre Thäter antwortete gleichgiltig: „Laß einen Jeden das Schwert aus der Scheide ziehen, und die Spuren des Blutes werden den Mörder zeigen." Sie zogen die Schwerter und das Schwert Mohamed's war mit frischem Blute gefärbt, zum sichern Beweis, daß der Prophet selbst die blutige That im Weinrausche verübt habe. Mohamed ward bestürzt, verdammte den Wein als die Ursache dieses Mordes und schwur, nie mehr Wein zu trinken, verbot auch den Wein allen seinen Gläubigen, wenn sie das Himmelreich erwerben sollten. — So ward dieser saubere Prophet von seinen eigenen Jüngern schmählich überlistet und betrogen. Er hatte viel geschwärmt, gelogen und betrogen, und ihm wurde jetzt mit gleicher Münze wiederum vergolten. Als später dieser unwissende Prophet den wahren Hergang der Sache erfuhr, verbannte er den Thäter aus seinem Angesichte, versöhnte sich jedoch wieder mit ihm, als dieser ihm 60 Dorfschaften eroberte, und dazu mithalf, die mohamedanische Religion mit Feuer und Schwert zu verbreiten, und die Menschen unter das eiserne Joch Mohamed's zu beugen. — Durch solche Mittel konnte man die Gunst und die Gnade dieses falschen Propheten erkaufen. O welch ein unermeßlicher Unterschied zwischen dem wahren Propheten und Gesandten Gottes, zwischen Jesus von Nazareth und zwischen dem Mohamed aus Mekka! welch ein unendlicher Unter-

schied zwischen diesen zwei historisch weltberühmten Persönlichkeiten in Bezug auf ihren Charakter, ihre Wesenheit, ihre Lehre, ihr Leben und Ende, — und zwischen dem Resultate ihres Wirkens, ihrer gestifteten Religion und der so ganz verschiedenen Verbreitung und Erhaltung derselben. — Wie grundliederlich und antichristlich müssen demnach jene Abendländer seyn, welche Mohamed und seine Religion loben und preisen und indirekt ihr vor der christlichen Religion den Vorzug einräumen; welche mohamedanisch leben, oder gar selbst als neue Judasse zur blutigen Fahne Mohamed's, zu seiner von Fanatismus, Wollust und Aberglauben strotzenden Religion übertreten, die Sonne, das Kreuz verachten, und den trüben, sterbenden, blassen, frostigen Halbmond anbeten?! — Doch die Renegaten werden türkisch befördert und dekorirt, — und Religion, Religionsheuchelei ist ein gutes Mittel für gewisse Zwecke. Da heißt es: Helfe, was helfen kann, wenn nur geholfen ist, wenn nur der Zweck erreicht wird, — sey das Mittel heilig oder unheilig, Wahrheit oder Irrthum, Religion oder Irreligiosität, Glaube oder Unglaube; zu jeglichem Mittel greift der charakterlose, gewissenslose Schein-Christ, — und seine Schande, seinen Frevel, sein Judassystem, seine diabolischen Grundsätze bürdet er alsdann den — verhaßten, mit Verläumdungen schon hundertmal gemordeten katholischen Jesuiten auf durch die Andichtung des angeblich jesuitischen Grundsatzes: der Zweck heilige die Mittel. — O herrliche Welt! welch eine liebenswürdige Nathanaelsseele bist denn doch du! wenn nur nicht Lucifer, der Lügenvater, auch dein Vater, dein Großmeister, dein Lehrer und Vorbild wäre! —

Mohamed erhob seine individuellen Privatansichten und persönlichen Erlebnisse zu einem allgemeinen, gebietenden Gesetze, — seine Subjektivität zu einer universellen Objektivität. Er machte sich eine Religion, eine Kirche, ein Gesetz, eine Moral nach seinem schwärmerischen Kopfe und nach seinen persönlichen, individuellen Erlebnissen und sinnlichen Bedürf-

nissen, eine recht liebliche, angenehme, freie Religion, ein theures Schooßkind des Egoismus und der scheinheiligen Selbstsucht, — willkommen allen lüsternen Freiheitsgeistern, welche da schmachten in den Landen alter Dogmen und strenger Sitten. Gerade so verfuhren die christlichen Sektenstifter und sogenannten Glaubensverbesserer in Europa; — auch sie erhoben ihre Privatansichten, ihre speziellen und individuellen Erfahrungen und Erlebnisse zum Dogma, zur allgemeinen Norm, zum heiligen, strenge verpflichtenden Gesetze. Sie verwarfen den Papst und machten sich selbst zum Papste, verwarfen die ihnen mißfälligen Concilien und schufen neue; — sie verwarfen die wohlbegründeten Ansichten und Erfahrungen der mehr als tausendjährigen alten großen Mutterkirche und machten nur die ihrigen, neugebackenen, geltend; — sie wollten nur das theure, liebe, großmächtige Ich gelten lassen, diesem nur und seinem Dogma sollte ewiger Weihrauch gestreut werden. — Welch ein Chaos von Scheinwahrheiten, von Scheinrechten und falschen Kirchen und Confessionen gibt es doch in der Welt. — Doch der Usurpator ist noch nicht legitimer, rechtlicher, gesetzlicher König, wenn er auch in glücklicher Rebellion auf den Thron sich erschwungen hat. Die Gewalt, die Anmaßung, der wirkliche Besitz gibt noch nicht das Recht zu einer Sache. — Des Usurpators Reich wird ein Ende nehmen, und die rechtmäßige Auktorität wird wiederkehren und von ihrer Stelle Besitz nehmen, — nach dem Abzuge und dem Falle der falschen, unbefugt eingedrungenen, sich selbst setzenden, nicht von Gott, sondern vom großen Potentaten des Egoismus gesetzten kirchlichen Afterauktorität. Das Falsche, das Scheinwesen, die menschlichen Pflanzungen falscher Kirchen dauern oft lange, — breiten sich unter dem Schutze der Weltmächte auch weit aus, werden bisweilen großmächtig, — doch dauern sie nicht ewig, fallen oft schnell und unvermuthet, wie ein Goliath vor dem schwachen Hirtenknaben David.

Hätte Mohamed den Mißbrauch des Weines verboten und das Weintrinken bloß geregelt, — dann wäre er in diesem Punkte als ein kluger Gesetzgeber erschienen, — nun aber hat er thöricht die Sache selbst, nicht bloß deren Mißbrauch verworfen, hat, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und sich hiemit als einen höchst einseitigen, überspannten, exaltirten Thoren qualificirt, nicht als einen weisen Mann und brauchbaren, nüchternen, praktischen Gesetzgeber. — Wenn aber die katholische Kirche in höherer Weisheit, geleitet von einem bessern Geiste, die kirchlichen und weltlichen Gebräuche und Dinge selbst duldet, lobt und beschützt, und nur den Mißbrauch derselben tadelt und verbietet, dann wirft man ihr Laxismus, Begünstigung des Schlechten und des Aberglaubens vor; — verfährt sie aber etwas strenger und energisch, dann beschuldiget man sie des Rigorismus, der Härte, der inhumanen Strenge, der Herrschsucht, der Menschenknechtung, der Unterdrückung der menschlichen Natur und Freiheit ꝛc. — Diese pharisäischen, scheinheiligen Eiferer und hohe Intelligenzen finden sowohl an der Milde, wie auch an der weisen Strenge der alten Mutterkirche stets etwas zu tadeln. Auch hier heißt es: wer sucht, der findet, und findet er nichts, so dichtet und bildet er sich etwas Tadelnswerthes ein, und alle seine zahlreichen Geistesverwandten freuen sich dieses willkommenen, erwünschten Fundes, um nur eine scheinbare Ursache zum Tadel zu haben.

Mohamed hat, wie bereits gesagt, die Sache selbst wegen des Mißbrauches verworfen. Gerade so machen es die christlichen Sektenstifter und biblischen Religionsfabrikanten, die Erbauer der christlichen Neukirchen, — sie schütten das Kind mit dem Bade aus, sie tadeln nicht bloß kirchliche Mißbräuche, z. B. Mißbräuche mit dem Ablaß, mit Wallfahrten, mit Heiligenverehrung ꝛc., sie tadeln nicht bloß das Persönliche, das Fehlerhafte einzelner Päpste, einzelner Kirchenregenten, einzelner Ordensleute, — sie verwerfen geradezu die Sache

selbst, den Ablaß, die Heiligenverehrung, den Primat (das Papstthum), den Episkopat (das bischöfliche Amt) 2c. Und diese lächerliche, unvernünftige Einseitigkeit, dieser puritanische Rigorismus, dieser blinde, parteiische, leidenschaftliche, gehässige Eifer, diese Verwerfungs- und Zerstörungswuth, dieses halbbarbarische Abbrechen und Niederreißen uralter Gebäude, — das sollte Gotteswerk, und das sanfte Wehen seines Geistes, — das sollte eine ächte apostolische Reformation seyn! —

O heiliger Mohamed! möchte ich ausrufen, — steige herab aus deinem Fleischesparadiese, herab auf unser aufgeklärtes Europa, und erfreue dein armes Herz durch die Wahrnehmung, daß es nicht bloß im heißblütigen Arabervolk, im täuschende Scheingestalten erzeugenden Sandmeere Arabiens „Gottesgesandte", neue Kirchengründer und Wahrheitserfinder gebe, welche im stürmischen, blinden Eifer den guten Gebrauch zugleich mit dem Mißbrauch verwerfen, das Kind mit dem Bade ausschütten und an der leeren Badwanne, am pur reinen Nichts sich ergötzen, — sondern daß es solche sonderbare Religionsreformatoren, solche neue Weisheitsapostel, solche „auserwählte Rüstzeuge Gottes" auch in unserem kalten, frostigen, hellerleuchteten, hoch aufgeklärten und fein gebildeten Deutschland gebe. O großer Mohamed! frohlocke in deinem Paradiese, — denn du hast selbst im fernen Deutschland Geisteskinder, eifrige Schüler und Jünger in Nachahmung deines Systems und deiner Art und Weise, den Mißbrauch durch totale Aufhebung des Gebrauches, durch Vernichtung der Sache selbst, unmöglich zu machen.

Wenn es heißt: Hinweg mit dem Papstthum, mit der bischöflichen Auktorität, mit dem Priesterstande, mit dem Klosterwesen, mit der katholischen Messe, mit dem Wallfahrten, mit der Beicht, mit der Lehre vom Fegfeuer und Heiligenverehrung, — hinweg mit diesen katholischen Lehren, Uebungen und Anstalten, — denn sie sind schon oft miß-

braucht worden und noch stets des Mißbrauches fähig — dieses protestantisch=evangelische Kreuzigungsgeschrei und reformatorische Rufen: „tolle! tolle!“ „hinweg mit ihm! hinweg mit ihm!“ kommt mir ebenso thöricht und unvernünftig vor, als wenn Einer rufen und fordern würde: — Zum Heile des Volkes, zur Wohlfahrt des allgemeinen Besten schaffet ab den Adel, die Fürstenwürde, das Königthum, die Regierungsgewalt, den Beamtenstand, das Heer, — die Landtage, die Rathsversammlungen, die Kasernen, die Festungen, die Fabriken 2c., denn alle diese Dinge, diese politischen, bürgerlichen, materiellen und industriellen Dinge, Sachen, Aemter und Institutionen sind schon mißbraucht und verderblich geworden, und noch immer des Mißbrauches fähig. Die Regierungsgewalt, die Kammermajorität, das Militär, die Polizei 2c. kann mißbraucht werden, — die Festung kann vom Feinde sammt ihrem kriegerischen Arsenal und Material erobert, besetzt und gegen das Vaterland verwendet werden. Consequenter Weise könnte man auch sagen: Gott Vater! allmächtiger Schöpfer! verbessere dein fehlerhaftes Werk, deine armselige Schöpfung, nimm hinweg Feuer und Wasser, Luft und Regen, — denn diese Elemente können ausarten und verderblich werden. Wie viel Schaden hat nicht schon das Feuer, das Wasser, die Ueberschwemmung, der Sturm, das Gewitter, das wild tobende Meer angerichtet? O Schöpfer! nimm dem Menschen die Freiheit, den freien Willen wieder, denn schon oft hat der Mensch seine Freiheit schändlich und freventlich mißbraucht. Schöpfer! lösche Sonn' und Sterne aus, denn die abergläubischen Menschen treiben damit Götzendienst und beten deine Werke als Gottheiten an. — Menschenkinder! könnte man ferners sagen, beseitiget, vernichtet die Schwerter, die Waffen, Pulver und Blei, denn sie haben schon viel geschadet und viel unschuldiges Blut vergossen. Trinket keinen Kaffee, denn er könnte vergiftet seyn, und wird oft im Morgenlande als Vergiftungsmittel gebraucht.

zerstört die Buchdruckerei, verbrennet das Papier und die Lettern, denn diese Dinge können zum Drucke und Verbreitung schlechter, staatsgefährlicher, sittenverderblicher Schriften mißbraucht werden. Endlich könnte man auch sagen: Schaffet die christliche Religion ab, denn auch das Heiligste und Edelste kann mißbraucht werden, — selbst die Gottheit, selbst der Eid, selbst die Lehre von Gnade, von Erlösung, von Gottes Barmherzigkeit kann mißbraucht werden, zum Leichtsinne und zum tapfern Sündigen auf Christi unendliche Verdienste verleiten, gleichwie die Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit zur Verzweiflung Anlaß geben kann und schon gegeben hat. — Verbrennet auch die Bibel, denn auch sie wird von tollen „Schwärmgeistern," von Fanatikern und Wollüstlingen, von falschen Propheten und neuerungssüchtigen, rechthaberischen Schriftgelehrten oft mißbraucht und entstellt; — selbst der Teufel schon hat sie bei Christi Versuchung für seinen Zweck benützen und citiren können. — In Summa: Verbietet und zerstört Alles, — dann hat auch der Mißbrauch geendet, — denn nur im leeren Nichts sind Mißbräuche unmögliche Dinge. Haut dem Menschen den Kopf ab, dann ist das Augenweh, der Zahnschmerz, das Gehirnleiden schnell geheilt, und der Mißbrauch und ein krankhafter Zustand der innerlichen und äußerlichen Kopforgane ist alsdann rein unmöglich. — Das wäre eine schnelle und gründliche, reformarische, puritanische Heilung.

Doch der gesunde, nüchterne, praktische Verstand, die höhere Weisheit rufen vereint mit der katholischen Kirche: Nein! entferne nur den Mißbrauch, aber lasse den guten Gebrauch, in Kirche und im Staat, im natürlichen und übernatürlichen Gebiete. — Nur der alberne Thor ruft wie kopflos und wahnsinnig: Hinweg mit den katholischen Lehren, Gebräuchen, Aemtern und Institutionen, denn sie können mißbraucht und schädlich werden. —

Doch hat das Parteiwesen etwas ausgetobt, ist der

Gegner etwas ruhiger, nüchterner und verständiger geworden, und ist ihm Besinnung, Kopf und Herz wieder etwas zurückgekehrt, dann muß er sich seiner tollen Reformationsweisheit, und der Consequenz seiner unvernünftigen Grundsätze schämen, vor den Folgen seiner Lehren selbst zurückschrecken und bekennen: die katholische Kirche hat denn doch recht: „est modus in rebus.“ — „Es werde entfernt nur der Mißbrauch, es bleibe aber der gute Gebrauch.“

Uebertreibung schadet, — ein rigoristisches, unpraktisches Gesetz wird selten gehalten. Viele Mohamedaner trinken Wein, so oft sie heimlich können. Sie trinken den Wein aus der Flasche, halten die Hand vor den Mund und sagen lachend: „Der Prophet sieht es ja nicht!“

Fünfunddreißigster Brief.

Jerusalem im Jänner 1857.

Inhalt: Charakter der Beduinen, ihre Abstammung, ihr Leben und Gewerb, — ihre Blutrache, — ihre Religion. — Beduinenlieder.

Was sind denn die sogenannten Beduinen, von welchen die Pilger und die Reisenden im Orient so oft reden, für sonderbare Menschenkinder? — glaube ich dich, lieber Freund, mit Recht fragen zu hören. Dieser Brief soll also, als Beantwortung deiner gestellten Frage, in Kürze das Beduinenthum behandeln, gleichwie der vorige Brief das Türkenthum beschrieben hat.

Die Beduinen sind: die „Söhne der Wüste,“ die nomadisirenden Araber des Gebirges und der Wüste, die wandernden Hirtenvölker ohne feste Sitze, ohne Häuser, ohne Ackerbau, ohne bestimmte begrenzte Heimath, welche mit ihren Heerden von Pferden, Eseln, Schafen, Ziegen und Kamee-

len stets im Lande umherziehen, wo es eben gute Weide gibt, welche bald da bald dort ihre Gezelte aufschlagen, und sie sogleich wieder abbrechen, sobald diese unsteten, heimathlosen Zugvögel der Wüste die Wanderungslust ergreift, oder die Gegend von ihren Heerden abgeweidet ist. — Sie sind nebenbei auch kriegerische Hirten auf flüchtigen arabischen Rossen und privilegirte Raubritter ihres Bezirkes; — sie sind die raublustigen und stets kampffertigen Nachkömmlinge Ismaels, von welchem es in der Bibel mit Recht prophetisch heißt: Er wird ein wilder, unsteter Mensch seyn, seine Hand gegen Alle, und Aller Hand gegen ihn. (Genesis 16, 12.). Der Beduine ist wirklich jetzt noch unstet, halbwild, kriegerisch, raubsüchtig, und in steter Fehde begriffen mit seines Gleichen, mit Nachbarstämmen und anderen Horden, oder mit der herrschenden Landesregierung, auch mit Reisenden und Caravanen ꝛc., wenn er nicht etwa durch Vertrag und reichliches Bakschis gewonnen und als Schutzwache erkauft wird. — Vom Sinai bis nach Palmyra hinab durchziehen die Beduinen das weite Weideland von Arabien, Syrien, Palästina und Mesopotamien.

Der Beduine hat in seiner Kleidung, in seinem Leben und seinem Charakter etwas romantisches, abenteuerliches, — etwas ritterliches. Er hat die Sitten, das Leben des höchsten Alterthums beibehalten, ist die fortlebende Reliquie und Mumie der grauesten Vorzeit. Wie die Erzväter leben auch die Beduinen in Gezelten, einfach in Kleidung und Speise, reich nur durch ihre Heerden, durch ihre Genügsamkeit und Freiheit im weiten Weideland. Der Beduine ist mager, schlank, wohlgestaltet, oft von edler Gesichtsbildung und mit feurigen Augen, er ist nervig, behend, mäßig und vielertragend. Er trägt ein Hemd mit einem Gürtel um die Lenden, in welchem seine Waffen, Pistole und Dolche stecken. Um das Haupt bindet er mit einem Stricke ein hellfarbiges Tuch, zum Schutze gegen den tödtlichen Sonnenstich. Bei einiger

Kälte oder Regen wirft er noch als Mantel um sich eine gestreifte wollene Decke, welche er auch als Bettdecke braucht. Zum Schutze der Füße bedient er sich der Sandalen. Zum ferneren kriegerischen Apparat und ächten ismaelitischen Beduinenanzuge gehört eine Flinte und eine lange Lanze. Am stattlichsten nimmt sich der Beduine aus, wenn er auf seinem Rosse mit der Lanze daher fliegt, wenn sein Mantel im Winde flattert, und er kampflustig seine Waffen künstlich schwingt. Da ist er in seinem Elemente als der romantische Ritter der Wüste, — als der fliegende Freiherr vom großen Sandmeer.

Der Beduine lebt von dem Erträgniß der Viehzucht und vom Stehlen und Rauben, — sowie von dem Bakschis, das er als Schutzgeld, als Zoll von den Reisenden eintreibt, welche in sein Gebiet kommen und denen er für gute Bezahlung sein Schutzgeleit anbietet. Auch der Verkauf ihrer herrlichen arabischen Pferde trägt den Beduinen Geld ein. Den Ackerbau verachten sie als ein schimpfliches Gewerbe und nehmen den Fellahs (ackerbauenden Dorfbewohnern), was sie an Getreide eben brauchen, theils heimlich, theils mit Gewalt, wobei es oft blutige Fehden abgibt. Oft überfallen die Beduinen ganze Reisegesellschaften, plündern sie aus, oder erpressen sich wenigstens ein hohes Lösegeld, wofür sie die Gefangenen wieder frei geben. — Die schwache Regierung vermag nichts über diese freien Barbaren, welche nöthigen Falls in die weite Wüste sich zurückziehen, und dorthin als in ein sicheres Asyl, als in eine unüberwindliche Sandfestung, sich flüchten, wohin ihnen keine Armee zu folgen vermag. Durch Güte, durch Verträge, durch Bakschis sind diese Leute am besten zu gewinnen und alsdann in treue Schutzwächter zu verwandeln, denn sie sind treu in Haltung des gegebenen Wortes.

Die Lichtseite im Charakter dieser arabischen Naturmenschen ist ein großer Zug von Ritterlichkeit, namentlich Muth,

Tapferkeit, Mäßigkeit, Kampflust und Treue im gegebenen Worte. Hat man mit dem Häuptling (Scheik) einer solchen Horde einen Contrakt geschlossen und gleichsam sein Freibillet gelöset, — dann ist man sicher und wohlbewacht, außerdem das Opfer einer Räuberhorde, welche Franken und Türken plündert, die ihr Gebiet eigenmächtig betreten, ohne gezollt und bezahlt zu haben. Ein Schattenzug im Charakter und Leben der Araber und der Beduinen ist noch immer die barbarische Unsitte der schrecklichen Blutrache, wechselseitig oft mit großer Erbitterung ausgeführt. Bei diesen mohamedanischen Naturmenschen, welche von der erhabenen Milde und von der Feindesliebe des Christenthums nichts wissen, heißt es noch immer: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut für Blut, Leben für Leben. Ist ein Familienglied getödtet worden, so halten sich dessen Verwandte für verpflichtet, den Gemordeten dadurch zu rächen, daß sie den Mörder oder ein Familienglied desselben wiederum morden. So muß oft der Unschuldigste als Opfer der Rache fallen, und in steter Gefahr leben, bei nächster Gelegenheit als ein Opfer der fanatischen erbarmungslosen Blutrache zu fallen. Oft müssen Viele für Einen fallen, und oft dauert die Blutrache viele Jahre und setzt nicht selten ganze Familien und ganze Dorfschaften, ja sogar Stämme in eine feindselige, kriegerische Stimmung gegen einander. Nur das Christenthum vermag diese Unsitte, dieses blutige Laster zu beseitigen.

Das freie, zügellose Leben der Wüste lieben sie als ihr höchstes Gut und Lebensparadies, — das städtische Leben unter Beamtenherrschaft verabscheuen sie als erbärmliche Knechtschaft. Auch ihnen sind die Städte „die Wohnungen der Sklaven" und „die Gräber der Lebendigen." Lieber opfert der Beduine Alles, als seine weite Wüste und sein freies, wild ritterliches und romantisches Leben in derselben.

Die Religion dieser Halbwilden ist sehr einfach. Sie nennen sich zwar Mohamedaner, ohne es vollständig zu seyn,

denn sie kennen den Koran nicht, haben keine Moscheen, wallfahrten nicht nach Mekka 2c. Ihre Religion ist noch die einfache, unentwickelte Religion der ältesten Zeit, — sie glauben, einem Abraham ähnlich, an Einen Gott, „Allah", der Himmel und Erde gemacht hat, von dem jede gute Gabe kommt, von dem sie auch Unglück ergeben annehmen, sprechend: „Allah hat es gesandt, also muß es gut seyn." — Diese Beduinen könnten sicherlich leichter zum Christenthum bekehrt werden, als Juden und fanatische Türken. O möchten „die christlichen Derwische," die armen Ordensleute, welche von ihnen sehr geachtet werden, es nur einmal versuchen, diesen Leuten das Evangelium Jesu Christi zu predigen, — und möchten die Fürsten in Europa dahinwirken, daß die mohamedanische Intoleranz aufhöre, und die volle Religionsfreiheit, also auch die Vollmacht, das Evangelium den Mohamedanern öffentlich predigen und zu demselben ohne alle Furcht übertreten zu dürfen, im Leben Wirklichkeit werde.

Ganz getreu besingt der pilgerliche Dichter in seinen Beduinenliedern der Beduinen ritterlichen Charakter, deren Freiheitsliebe und Kampfeslust, wie folgt:

Die Wüste nenn' ich meine Welt!
Dort schlag' ich auf das schwarze Zelt,
Und weide meine Heerden dann,
Ein freier Mann!

Es schürt die Glut, und birgt darin
Die bräunliche Araberin
Mein Aschenbrod; und d'rüber heiß
Dampft mir der Reis.

Ich aber bind' mein treues Roß
Im Zelte von den Fesseln los,
Und theil' mit ihm das Abendbrod
In Freud' und Noth.

Und wenn dann vor ein Fremdling spricht,
Da laß' ich ihn vom Zelte nicht,
Da denk' ich still: „Was Du noch hast,
Das theil' mit ihm, er sey Dein Gast!"

Keinem König
Sind wir fröhnig;
Doch den Vater ehren wir!
Lieben ihn, wie treue Kinder,
Und er sorget, treu nicht minder,
Für der Seinen Wohlergeh'n.

Frag' ihn, und er wird gesteh'n,
Daß ihm diese Zelte hier
Lieblicher und schöner winken,
Als der Mauern feste Zinken
An den fränkischen Chausseen!

Biete ihm in Kümmernissen
Deine Welt mit den Genüssen
Aller Lebensfreuden an:
Nimmer will er davon wissen,
Soll er seine Kinder missen, —
Nimmer wird er unterthan!

Der Beduinen Begierde, die reisenden Franken zu berauben oder für Geld schützend zu begleiten, schildert der pilgerliche Dichter in folgenden Zeilen:

Wie so rasch mir das Blut in den Adern schwellt!
Hervor Beduinen! aus dem Gezelt!
Dort oben im zerfallenen Khan
Hält die Carawanne der Franken an!

Wer kühn sich gewagt in unser Land,
Der kämpfe mit uns, das Schwert in der Hand!

Der träume nicht lang' vom fränkischen Recht,
Besteige das Roß, und stürz' in's Gefecht!

Doch will er entfliehen dem blutigen Streit,
Wir bieten ihm gern das freie Geleit,
Nur theil' er mit Euch das fränkische Gold,
Und nehme den Scheikh in Ehrensold! —

Ein älterer gelehrter Reisender, welcher viel mit Beduinen verkehrte, schilderte dieselben, wie folgt:

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt wie vor Jahrtausenden. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel, und zugleich dieselbe Biederkeit und Gastfreiheit — heute noch wie in uralten Zeiten. Der Beduine ist treu und hält selbst dem Feinde das gegebene Wort (nicht so der Osmane); er ist ein munterer Geselle und witziger Gesellschafter, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft und ritterlich. Die Schande wäscht er nur mit Blut ab. „Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" ist noch immer das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben, bei nächtlicher Stille und im hellen Mondschein sich Mährchen und Geschichten zu erzählen, oder zu singen. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger gesungenen Vers, indem sie ihren Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" so lautet der Schlachtgesang. Bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber stundenweise in die Wüste hinein, und bei Todesfällen heulen die Klageweiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, dessen Theile einen Haupt-

wörterschatz bilden für seine Rede und Dichtkunst. Seine Geräthe sind Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen bestehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; seine Speise ist süße und saure Kameelsmilch, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum das Kameel und das edle Roß, dessen Raçen fünf sind. Diese Fünf erscheint öfter in den wichtigsten Einrichtungen, und ist eine heilige Zahl. Die Blutrache geht über bis in das fünfte Geschlecht. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) Der Scheik, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf" hieß), der Vorstand des Stammes, das Haupt der innern Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberste; 3) der Kadi, der Richter; 4) der Wasti, Vormund oder Schutzherr, nicht bloß von Unmündigen, sondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. Jeder, der sich in den Schutz des Andern zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in einer Familie Salz und Brod, so ist er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich sey, durch Mitgenuß von Salz und Brod, oder durch Berührung der Kleider Dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien in's Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die drei dem Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramadan und das Opferfest sind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Pelze selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß je wärmer die Kleidung, desto weniger Beschwerde von der Sonne. Der Beduine ist gegen das Ungemach seines Winters merkwürdig abgehärtet; während Alles umher von der Kälte leidet, schläft er barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird. In der Mitte des Sommers schläft er, in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.

Keine arabische Familie kann ohne Kameele bestehen. Wer deren zehn hat, ist ein armer Mann; wer dreißig oder vierzig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Scheiks des Stammes der Ainise haben deren mehr als dreihundert.

Was ihre Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eigenen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Man sieht da nackte Knaben, die mitten im Sommer, in der Mittagshitze, auf dem brennenden Sande spielen und rennen, bis sie ermüdet sind. Kehren sie aber zu des Vaters Zelte zurück, so werden sie gescholten, daß sie nicht ihre Uebung fortgesetzt haben. Statt den Knaben feine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, unverschämter, quälender sie für Fremde wie für die Männer des Lagers sind, desto mehr werden sie wegen dieser Vorzeichen künftigen Unternehmungsgeistes und Muthes gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verhehlt den seiner Familie, damit es nicht wegen der Blutarche

zum Opfer fallen möge, falls ein Mitglied seiner Familie einen fremden Stamm beleidigt hat.

Fremde, welche keinen Bekannten oder Freund im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sey der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so breitet die Frau oder Tochter sogleich einen Teppich aus und rüstet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längern Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirth, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dieß der Fall, so erwartet der Wirth von seinem Gaste, daß dieser ihm in häuslichen Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kameelmelken und Pferdefüttern, zur Hand gehe. Sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber die Verachtung des ganzen Stammes zuziehen. Er kann aber in ein anderes Zelt als Gast gehen, und jeden dritten oder vierten Tag den Wirth wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist.

Der Beduine in der Stadt ist ein ganz anderer Mann als der in der Wüste. Dieser verachtet die Städter; er weiß, daß sie abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben. Darum bemüht er sich, gegen diese den Schein schweigsamen Scharfsinnes anzunehmen. Sobald er aber in die Wüste zurückkehrt, ist er wieder unbefangen und offen. Die Städtebewohner (Fellahs) müssen sich gleich den Osmanen mancher Umschreibungen bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und schlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfsinn als die Fellahs; ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch keine Ausschweifungen geschwächt, ihr Gemüth durch Sklaverei nicht verdorben.

Daheim in seinem Zelte ist der Beduine fahrlässig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern,

die Kameele zu melken und manchmal mit den Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geschäfte besorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörser stoßen, am Webestuhle die Zeltdecken weben, oder Brod backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, sitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht seine Pfeife. Ein ganz anderer Mensch aber ist der Beduine, wenn er in die Wüste reitet, schnell, wie der Vogel fliegt, listig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung, ein unermüdlicher Reiter und ein unverbesserlicher Räuber.

Sechsunddreißigster Brief.

Jerusalem im Jänner 1857.

Inhalt: Der Franziskaner-Orden im heiligen Lande. — Der heilige Franziskus von Assisi in Palästina. — Ermordung der Franziskaner durch die Muselmänner. — Robert von Sicilien gründet das Kloster auf Sion. — Verfolgung und Vertreibung aus demselben. — Das neue Kloster St. Salvator. — Jetzige Lage der Franziskaner.

Nachdem ich in den letzten zwei Briefen von Türken und Beduinen dir, lieber Freund, so Manches geschrieben habe, dürfte es nur billig seyn, auch von jenen Menschen dir etwas zu berichten, welche so unerschütterlich in Jerusalem sich festgesetzt haben, daß sie weder durch Türken, noch durch Beduinen, durch keine Weltmacht, durch keine Trübsal, durch keine Gefahr von den heiligen Stätten und deren Bewachung sich vertreiben ließen. Und diese ritterlichen Helden, diese geistigen Eroberer und Bewahrer des politisch und militärisch verloren gegangenen heiligen Landes sind — die armen Franziskaner, die Schüler und Jünger des heiligen Franziskus von Assisi. Und diese Männer wollte man in neuester Zeit aus dem hei-

ligen Lande entfernen und durch Weltpriester ersetzen! — Doch Roms Weisheit war diesem Bestreben entgegen, und hat sich der mißkannten Mönche angenommen und für deren Sache sich entschieden.

Wie der Franziskaner-Orden nach Palästina gekommen, dort sich ausgebreitet, und was er für das heilige Land gelitten und gearbeitet hat, das ist noch allzuwenig in Deutschland bekannt. Dieser Brief soll dir daher, lieber Freund, nach dem Berichte eines sachkundigen, österreichischen Ordensmannes Einiges mittheilen, woraus du ersehen kannst, wie der Franziskaner-Orden nach Jerusalem kam, was er dort leistete und erduldete, von den Tagen des heiligen Franziskus von Assisi an bis auf die neuere Zeit.

Die heutige Franziskaner-Ordenscustodie im heiligen Lande verdankt ihr Entstehen dem frommen Eifer ihres Ordensstifters selbst; — denn in dem von heiliger Liebe zu Gott und dem Nächsten, von ungeheuchelter Verehrung für Alles, was heilig ist, ganz durchdrungenen Franz von Assisi erglühte sehr bald das fromme Verlangen, auf jenem geweihten Boden zu wandeln, zu lehren, zu leiden und wenn es Gott gefiele, als Märtyrer für die heil. Religion zu sterben, wo unser Herr und Lehrmeister Jesus wandelte, lehrte, litt und für uns Alle am Kreuze starb. — Nachdem aber der erste Versuch, nach Palästina zu reisen (1212), vereitelt war, machte sich der neue Ordens-General i. J. 1219 mit päpstlicher Genehmigung in Begleitung von 12 seiner Ordensgenossen auf die apostolische Pilgerreise; er segelte glücklich nach Cypern, übersetzte von da nach Syrien, landete in Ptolomais, der Hafenstadt der europäischen Christenheit, und als der italienischen, französischen und lateinischen Sprache kundig predigte er daselbst und in der Umgebung mit seinen armen Brüdern auf das Eifrigste. Leider aber ereignete sich eben zu jener Zeit, daß Coradin, der Sultan von Damask, die Stadt Jerusalem mit seinen Horden überfallen hatte, und das ganze europäische Heer in Egyp-

ten weilte. Durch diesen Umstand veranlaßt, schiffte sich Franziskus mit dem Bruder Illuminatus nach der afrikanischen Küste ein, und es gelang ihm das Christenlager bei der Stadt Pelusium, heute Damiette, glücklich zu erreichen. Er traf daselbst sogleich Bekannte aus den heimathlichen Gefilden, und sein einnehmendes, unschuldiges Benehmen, wie auch die ausgezeichnete Frömmigkeit, ja schon der Ruf einer unternommenen Ordensstiftung genügte, ihm in Kurzem die Achtung der europäischen Krieger zu gewinnen. — Der Augenzeuge Jakob de Vitri, Bischof von Ptolomais und nachmaliger Cardinal, schreibt von ihm Folgendes: „Als er in unserm Heerlager ankam, entzündet von dem heiligen Glaubenseifer, ging er unerschrocken in das Lager unserer Feinde, und nachdem er mehrere Tage hindurch den Sarazenen das Wort Gottes geprediget, dennoch aber wenig gefruchtet hatte, ersuchte ihn der Sultan im Vertrauen, er möge zu Gott beten, daß der Sultan jener Religion anhänge, welche Gott am meisten gefällt."

Es läßt sich leicht erklären, daß die Sarazenen zu der Stunde eine ganz andere Aufgabe vor sich hatten, als die der sofortigen Glaubensänderung; nichts desto weniger machte auch das unzeitige Erscheinen eines nie gesehenen, ärmlich gekleideten europäischen Ordensmannes, der bei seinem ersten Annahen zwar von den Vorposten rasch ergriffen und gebunden vor den Sultan Meledin gebracht, aber von diesem rücksichtsvoll behandelt, sogar mit der Befugniß bekleidet wurde, im Gebiete des Sultans ungehindert zu predigen, — auf die feindlichen Gemüther einen so günstigen Eindruck, daß dem nachherigen Wirken dieses Mannes und seiner Genossen im Oriente gar keine Hindernisse in den Weg gelegt, ja selbst die gefangenen Christen von den Sarazenen ungleich milder als bisher behandelt wurden. — Freudig ward Franz im Christenlager wieder gesehen, aber besorgt für seine Brüder eilte er nach Syrien zurück, und hoffend, daß

er geschont und geehrt vom Sultan allenthalben ohne Anstand mit den Seinigen unter den Sarazenen wandeln könne, besuchte der fromme Mann in Palästina die denkwürdigsten Orte unserer heiligen Religion, zog mit seinen Gefährten in den Städten und Dörfern Syriens umher, benützte jede Gelegenheit heilsame Ermahnungen und Belehrungen zu spenden, und sich um die Kirche Gottes möglich verdient zu machen. Sein härenes Ordenskleid fand bei den Sarazenen überall Anerkennung, und seine Anspruchslosigkeit die geneigteste Aufnahme; bei Christen gab der ausgebreitete Ruf seiner Frömmigkeit den Worten Gewicht; der junge Orden gewann selbst im Morgenlande neue Mitglieder, und da insonders drei Priester aus dem Gefolge des Bischofs von Ptolomais mit dem Dekan jener Cathedrale sich der Genossenschaft anschlossen, entstand noch während des einjährigen Aufenthaltes Franzens im Oriente ein Ordenshaus in besagter Stadt, und in seinem letzten Lebensjahre (1226) ein zweites in Jerusalem selbst. — Also hat Franziskus durch seine apostolische Pilgerreise seinen Söhnen in Palästina, Syrien, Egypten und Cypern, woselbst sie gegenwärtig leben, gleichsam ein Anrecht auf diese denkwürdigen Lande erworben, und seinen Orden für alle Zeiten auch bei den ungläubigen Sarazenen geltend gemacht.

Das Beispiel des seeleneifrigen Stifters, der den Gläubigen im Abendlande Buße, den Ungläubigen im Morgenlande den allein seligmachenden Glauben an Jesus, den eingebornen Gottessohn, mit Muth und Wärme geprediget, der seine Ordensgenossen keineswegs zu einem bloß beschaulichen Leben, sondern vielmehr zu thätiger Belehrung und Bekehrung der Sünder und Irrgläubigen, zu fleißigen Mitarbeitern in der christkatholischen Kirche bestimmet, und eben aus diesem Grunde in seiner Ordensregel nebst einem eigenen kurzgefaßten, aber kraftvollen Kapitel für die Prediger, auch ein anderes für die Missionäre, welche nämlich unter die Sarazenen oder andere Ungläubige

gehen wollen, weise niedergeschrieben und von dem päpstlichen Stuhle feierlich bestätigt seinen spätern Nachkommen als das einzige Erbe hinterlassen, ja der selbst im Jahre 1219 die Brüder Bernard, Petrus, Adjut, Accursi und Otto nach Afrika zur Bekehrung der Ungläubigen gesendet hat, dieses edle Beispiel des gottbegeisterten Mannes bewirkte bei seinen Söhnen die folgsamste Nachahmung. Sehnsuchtsvoll pilgerten auch dieselben nach den heiligen Stätten. Viele entschlossen sich daselbst sich niederzulassen, klösterliche Wohnungen aufzubauen, und nach aller Möglichkeit zum Besten der heil. Religion inmitten der Ungläubigen zu wirken. Der heil. Stuhl würdigte das fromme Streben der Väter der lobendsten Anerkennung, ja Gregor IX. empfahl sie den Patriarchen von Antiochien und Jerusalem anf das angelegentlichste, und forderte (1230) die hohen Kirchenprälaten vermöge eines apostolischen Schreibens auf, die Ausbreitung des Franziskanerordens im Oriente möglichst unterstützen zu wollen. Zu dem Ende ertheilte derselbe Papst kraft eines apostolischen Erlasses, allen unter die Sarazenen gehenden Franziskanervätern die Vollmacht, ungehindert das heil. Evangelium zu predigen, die bekehrten Ungläubigen zu taufen, die reuig zurückkehrenden Apostaten, Schismatiker und Ketzer von dem Kirchenbann loszusprechen, und in den Schooß der heiligen Mutterkirche, von der sie sich aus Irrthum oder Widerspenstigkeit losgerissen, wieder aufzunehmen. Papst Innocenz IV. bestätigte diese Vollmacht mit freudiger Bereitwilligkeit; und die in dem Weinberge des Herrn eben angelangten Arbeiter vermehrten sich in der That dergestalt, daß ihre Genossenschaft in Bälde eine förmliche, in zwei Custodien abgetheilte Ordensprovinz bildete; denn Alexander IV. nennt in einem apostolischen Dekrete vom 29. März 1257 ausdrücklich die syrische Ordensprovinz unter der Leitung eines eigenen Provinzialministers, und spricht zum Ruhme der Väter die oberhirtliche Anerkennung jener ausgezeichne-

ten Liebe und Aufopferung aus, mit welcher die Väter den für die Sache der heil. Religion kämpfenden europäischen Kriegern in den Tagen der Noth beigestanden; er erwähnt den preiswürdigen Martertod, den mehrere aus ihrer Mitte für den heil. Glauben standhaft erlitten; und lobt den fortwährenden Eifer in auferbaulichem Predigen und Ausspenden der heil. Sakramente. — Geschichtlich waren die guten Väter im Jahre 1244 einer harten Prüfung preisgegeben, als die Tatarenhorden Jerusalem plötzlich überfielen und Alles, was selbst im Grabestempel, dem bis dahin sichersten und von den Sarazenen noch immer respektirten Zufluchtsorte bedrängter Christen, von diesem Stamme angetroffen wurde, mit unerhörter Grausamkeit sogar auf den Altartischen niedermetzelten. — Nicht geringere Gefahren bedrohten ihre anderwärtigen Niederlassungen, wo nämlich die Tataren durchzogen; allein sie erholten sich bald, ihre Zahl ward durch neue Colonien ergänzt, und sie arbeiteten an dem begonnenen Werke des Herrn mit frischem Muth fort. — Gleichwie indeß während des Zeitraumes von 68 Jahren der Orden im heiligen Lande unter stets wechselndem Geschicke des jerosolimitanischen Reiches zugenommen hatte, ebenso ward sein Fortbestehen mit dem Erlöschen des Reiches in dem verhängnißvollen Jahre 1291 unterbrochen. Das Glück hob zwar die Sache der katholischen Kirche im Morgenlande dergestalt, daß in dem Patriarchate von Jerusalem 4 Erzbisthümer, zu Cäsarea, Nazareth, Crak und Tyrus, dann 9 Bisthümer in Lydien, Hebron, Beirut, Ptolomais, Sidon, Paneas, Sebaste, Tiberias und Sinai errichtet, überdieß zahlreiche Stifte und Klöster, fromme und wohlthätige Anstalten daselbst gegründet wurden, — allein das Reich zerfiel allmälig; Damiette, das christliche Besitzthum in Egypten, ward schon 1250 zum zweitenmal an die Sarazenen abgetreten, das lateinische Reich in Constantinopel fiel ein Jahr-

zehent später auch an die Griechen zurück, in Syrien und Palästina gerieth eine Stadt nach der andern in Verlust, das Reich bestand nur noch aus den vier Seestädten Ptolomais, der Residenzstadt des jerosolimitanischen Königs, Tyrus, Sidon und Baruth; mit der ersteren fielen die letzteren; die lateinischen Einwohner fanden ihr Heil nur in der eiligen Flucht, 6000 Christen wurden theils gefangen nach Egypten abgeführt, theils grausam niedergemetzelt, die Franziskaner, sagt Wietrowsky, welche in Ptolomais das schönste Kloster hatten, sind alle unbarmherzig ermordet worden. So endete das lateinische Reich und die Franziskaner-Ordensprovinz in den heiligen Landen.

Der Schmerz des armen Ordens über den Verlust auch des letzten Restes seiner Brüder im Oriente, über die Verödung der meisten Klöster, über die Ausschließung aus der orientalischen Heimath übertraf den aller Abendländer über den Untergang des palästinischen Reiches. Noch quälender aber war die ängstliche Besorgniß möglicher Entweihungen, muthwilliger Beschädigungen, oder gar wilder Zerstörungen der hochverehrten Sanctuarien des Christenthums; und diese Besorgniß konnte der kleinen Heerde des heil. Franziskus nicht lange den Entschluß verwehren, einige Brüder nach dem verlorenen Lande abzusenden, um in Erfahrung zu bringen, ob doch das hochheilige Grab unsers Erlösers von der Türkenwuth verschont geblieben sey. — Im festen Vertrauen auf den Beistand Gottes verreisten die dahin beschiedenen Ordensbrüder, begleitet von tausend Segenswünschen ihrer geistlichen Gemeinde, und pilgerten in Armuth und Demuth von Flecken zu Flecken, bis sie nach überstandenen unzähligen Mühsalen und Gefahren so weit im Oriente vordrangen, daß man (1299) staunend neuer Franziskaner-Pilgrime in Jerusalem gewahr wurde. — Der Umstand, daß das Grab Jesu auch den Mohamedanern ein Gegenstand der Verehrung und eine

Quelle nicht unbedeutenden Einkommens ist, daß bei ihnen überhaupt die Derwische (Mönche) und Hadschis (Pilger) einer ziemlichen Achtung genießen, endlich daß jener Fremdling weniger zu befürchten hat, der Nichts besitzt, kam den Vätern ebenso zu Gute, als ihr lauterer Lebenswandel, ihre erbauliche Andacht, ihre Verträglichkeit mit den Sarazenen geneigte Duldung bei den türkischen Autoritäten bewirkte, bis (1313) wieder auf dem Sion ihnen ein einstweiliger Wohnort gegönnt wurde. — Nachdem sie sich (1332) bittlich an den Sultan von Egypten wandten, folgte die Befugniß einer stabilen und ungestörten Wohnung sowohl am Grabe als am Sion mit dem Bescheide, Mehreres bauen und ausbessern zu dürfen. Dieses Resultat ihres Gesuches veranlaßte das überaus fromme und dem Orden huldvollst zugethane Herrscherpaar von Sizilien, Robert und Sanzia, sowohl den Ort am Sionshügel als auch die Grabkirche im Wege eines Ankaufes von dem Sultan an sich zu bringen, und indem der Orden vermöge seiner Grundregel kein Eigenthum besitzen darf, dem heil. Stuhle mit dem Beisatze zu schenken, daß eine bestimmte Anzahl der Franziskanerväter daselbst wohnen, und ihre gottesdienstlichen Handlungen ungehindert feiern, folglich den Gebrauch und Genuß dieser Orte, mit Einschluß des heiligen Speisesaales, wo der Herr das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern aß, der erwähnte Orden für ewige Zeiten haben sollte. Clemens VI. genehmigte den Ankauf und bestätigte die Schenkung zu Gunsten der Franziskaner. — Die fromme Königin Sanzia ließ an der Stelle des ärmlichen Hauses ein ansehnliches Kloster erbauen, und bestritt aus Eigenem auch den jährlichen Unterhalt der 12 Religiosen und 3 Diener.

So faßte zwar der Orden in der heiligen Gottesstadt durch die königliche Stiftung wieder festen Fuß, allein es gebrach ihm noch an Manchem, insonders an Obdach für die allmälig zunehmende Pilgerzahl, und für die Kranken der

kleinen christlichen Herde, die sich aus ihrem bisherigen Versteck nunmehr wieder um ihre Väter sammelte. Auch diesem Mangel ward in Bälde abgeholfen. Sophia, eine andächtige und wohlhabende Frau aus Florenz, kaufte um eine bedeutende Summe mehrere Hausgründe in der Nähe des Conventes zusammen und errichtete ein großartiges Hospital für Pilger, Arme und Kranke. Papst Innocenz VI. bestätigte die Stiftung durch ein apostolisches Diplom, und übertrug die Leitung desselben auf ewige Zeiten den Franziskanervätern.

Obwohl nun durch göttliche Segnungen mit Obdach und Unterhalt versehen, hatten doch die Väter in der Folgezeit überaus harte Prüfungen auszustehen. Die Türken begannen dieselben um den errungenen Besitz zu beneiden, sie verschworen sich, überfielen das Kloster und tödteten (1368) die ganze Communität der 12 Religiosen. Aus der neuen Colonie mußten (1391) vier das Opfer der Türkenwuth werden. Im Jahre 1482 ward der fromme Ordensmann Johann von Calabrien ermordet. Vom Jahre 1537 bis 1540 hatten die türkischen Autoritäten unter mannigfaltigen Vorwänden der ganzen Klostergemeinde sich bemächtigt, und dieselbe theils im Pisaner Thurm zu Jerusalem, theils zu Damask gefangen gehalten. Im Jahre 1547 machte der mohamedanische Fanatismus die zwei emsigen Ordenspriester Juniperus von Sicilien und Johann von Mantua zum Schlachtopfer.

Während einerseits die persönliche Sicherheit der Väter dergestalt gefährdet war, daß sie jeden Tag sich bereit halten mußten, ihr Leben zum Opfer zu bringen, machte man ihnen mehrerseits auch das Besitzrecht der heiligen Stellen streitig; allein der in seinen Erbarmungen reiche Gott half seinen Dienern bald aus der Verlegenheit; denn auf die umständliche Erklärung des beauftragten Patriarchen von Grada, Namens Johann, und 2 Erzbischöfe, daß nämlich das frag-

liche Recht dem Orden des heiligen Franziskus zugesprochen werden müsse, entschied Martin V., damals regierender Papst, zu Gunsten dieser Väter. — Auf eine ähnliche Anregung folgte (1438) die Generalvisitation, welche Johann Capistran, der nachherige Kirchhofsprediger zu Wien, mit der Entscheidung vorgenommen, daß die Klöster im heiligen Lande als ausschließlich und unbezweifelt den Observanten-Franziskanern angehörig erklärt wurden; weßhalb heut zu Tage die Väter dieser Mission **Fratri Minori Osservanti** genannt werden, und obwohl aus Reformaten-Ordensprovinzen auch Franziskaner dahin gelangen können, müssen solche jedoch, so lange sie in der Communität der Custodie leben, sich durchaus als Observanten betragen.

Im Besitze des Klosters und Hospitals auf dem Sionshügel erhielten sich die Väter bis 1559, wo die habgierigen Türken versuchten, sie zu verdrängen. Die gewichtige Vorstellung der mohamedanischen Santonen: „Es sei höchst irreligiös und entheiligend für das Grab Davids, daß die Christenhunde ihm nahe wohnen,“ fand bei dem Sultan geneigtes Gehör, und bewirkte den ungerechtesten Vertreibungsfirman, demzufolge, ungeachtet des feierlichen Kaufvertrages und der frommen Stiftung, die Väter (1561) aus ihren klösterlichen Hallen durch bewaffnete Trabanten hinausgeworfen, und ihre Bauten auf dem Sion dem Orden für immer entrissen wurden. — Was vermochten wohl die in fremdem Lande sich selbst überlassenen Repräsentanten der lateinisch-katholischen Kirche, die wehrlosen Grabeswächter gegen die Gewalt der Autoritäten, gegen den unwiderruflichen Machtspruch ihres Großherrn zu wagen, als die himmelschreiende Ungerechtigkeit geduldig zu ertragen, oder höchstens in der Stille ihrem gekreuzigten Heilande am Fuße des Golgathahügels zu klagen, und nur schnelle Mittel zu ersinnen, um nicht selbst aus der Stadt vertrieben zu werden? Schnell hatten sie sich Raths erholt, und kauften um theures Geld

das verlassene Kloster der Georgianer in der Nähe des Grabestempels an. Der Großherr erwies sich so gerecht, daß er den neuen Kauf gnädigst bestätigte. Pius IV., über alles Vorgefallene in Kenntniß gesetzt, genehmigte den neuen Besitz und übertrug die Ablässe des Speisesaals auf die Kirche zu St. Salvator. — Hier in der nordwestlichen Ecke der Stadt, mehr unter Christen gelegen, wurden zwar die Väter seltener von den Türken angefochten, allein um so mehr gab ihnen die feindliche Arglist ihrer christlichen Mitbrüder zu schaffen, und in der That gelang es den schismatischen Griechen (1634), die lateinischen Wächter aus dem Besitze des heil. Grabes auf so lange zu verdrängen, bis Kaiser Leopold I., unterstützt von den Königen von Frankreich und Polen wie auch von der Republik Venedig, durch seinen Gesandten, Grafen Leslaeus, die Zurückgabe des heiligen Grabes an die Franziskaner (1664) zu Stande brachte.

St. Salvator ward nun zum Mutterkloster der lateinischen Mission: die durch allmälige Bekehrungen der Schismatiker und Häretiker dergestalt anwuchs und sich ausbreitete, daß, gleichwie mit dem Verfalle des lateinischen Reiches auch die in Palästina und Syrien befindlichen Ordenshäuser verfielen, ebenso im 17. Jahrhunderte mit Zustimmung der hohen Pforte mehrere derselben, namentlich in Jaffa, Ramla, St. Jean d'Akre, Saida, Harissa, Tripolis, Damask, Aleppo, wieder errichtet wurden. In Cypern durften die eingegangenen Klausen bereits mit Ende des 16. Jahrhunderts wieder erbaut werden, wornach die Mission selbst in Egypten festen Boden faßte, obwohl daselbst die Väter nur den Lohn ihres apostolischen Wirkens zu gewärtigen hatten, der ihren Vorgängern und Zeitgenossen anderwärts geworden. Dieß bezeugt der Martertod des Pater Innocenz (1662) und Pater Franziskus Clemens (1703) zu Cairo.

So bildete sich anstatt der früheren Provinz die neue

Ordens- und Missions-Custodie in Palästina, Syrien, Cypern und Egypten, die gegenwärtig der unmittelbaren Jurisdiktion des Jerosolimitaner Guardians als **Custos Terrae Sanctae** untersteht.

Auch den Franziskanern hat die interimistische, kurze, aber kräftige Regierung des egyptischen Vicekönigs Mehemed Ali sich sehr geneigt und wohlthuend erwiesen, und sie von manchen übertriebenen türkischen Gelderpressungen befreit. Nach dem Abzuge der Egyptier und der Wiederkehr türkischer Oberhoheit nahmen sich die europäischen Consulate der Franziskaner pflichtgemäß an, was in neuester Zeit besonders von Seite des österreichischen Consuls der Fall ist. Die Lage der Franziskaner, der Christen und Pilger überhaupt ist weit besser, als in der Vorzeit, namentlich seitdem das Ansehen der abendländischen Franken sehr dadurch gestiegen ist, daß dieselben die Moslims und den Sultan im Kampfe gegen die die Russen unterstützten.

Dennoch ist noch viel, sehr viel zu thun, zu entfernen und herbei zu schaffen, um die Franziskaner und die katholischen Christen in die ihnen gebührenden Rechte wieder einzusetzen, und die Wunden der letzten und der früheren Vorzeit zu heilen, und um Jerusalem, Stadt und Land, Volk und Regierung in einen bessern, mehr normalen und entsprechenderen Zustand zu versetzen. Möge man in der guten Sache nur vorwärts schreiten, ja nicht stille stehen, dann wird Alles herrlich enden.

Schlüßlich glaube ich bemerken zu müssen, daß der Guardian des Franziskaner-Klosters Salvator in Jerusalem bisher das kirchliche Oberhaupt aller Klöster und Katholiken Palästina's war, „**Custos terrae sanctae,**“ „Wächter des heiligen Landes“ hieß und gleichsam der Bischof dieses Landes war, — aber in neuester Zeit bei der Wiedererrichtung des alten Patriarchates von Jerusalem einen Theil seiner kirchlichen Vollmachten natürlich an den Patriarchen abtrat,

und sich wieder mehr auf seine Klostervorstandschaft zurückzog. Uebrigens sind die Franziskaner immer noch im heiligen Lande die einflußreichsten, am meisten geachteten Kleriker, die alten Bekannten des Volkes, die Wohlthäter der Armen, die Lehrer der Unwissenden, die praktischen Seelsorger, die Pfleger und Beherberger der Pilger, die Männer des Vertrauens, wenn auch manche menschliche Unvollkommenheit dazwischen tritt und die alte Wahrheit neu bewährt, daß auf dieser Erde alles Stückwerk und die Vollendung nur jenseits zu finden sey.

Die Franziskaner Patres sind als Missionäre mit der Seelsorge, mit Predigt, Christenlehre, Beichthören, Krankenbesuch 2c. beschäftigt, verstehen die arabische Landessprache, und müssen 12 Jahre auf ihren Posten im „Saracenenreiche" aushalten. Die anderen Patres nennt man Visitantes, Besucher der heiligen Orte, welche die Seelsorge nicht eigentlich üben, mehr nur dem Gottesdienst an den heiligen Orten, dem beschwerlichen Chordienst und der Pflege der Pilger sich widmen, und dem Gebete, der Betrachtung und dem Studium ihre übrige freie Zeit weihen. Nach 6 Jahren dürfen diese wieder nach Europa heimkehren. Die anderen Franziskaner oder Brüder, welche nicht Priester sind, sind ebenfalls vollauf beschäftigt, denn die Meisten verstehen ein Handwerk, und sind zu irgend einem Geschäfte verwendbar. Das Kloster ist also durchaus kein Haus für Müssiggänger, wie die Welt ganz falsch behauptet. Wenn die Priester und Brüder neben der äußerlichen Arbeit noch eine andere, innere, mehr geistige betreiben, so wird das doch kein Fehler und Müssiggang seyn?

Siebenunddreißigster Brief.

Jerusalem im Jänner 1857.

Inhalt: Persönliche Erlebnisse in Jerusalem. — Eine Nachtwache in der heiligen Grabeskirche. — Erkrankung daselbst. — Kraft der Religion — Göttlichkeit der Kirche und deren Erhabenheit über eine Staatsanstalt. — Eine Pilgercaravane. — Scheinpilger. — Gefühlsfrömmigkeit. — Gottesdienst der katholischen Araber, — und der Protestanten — Protestantischer Episkopat. — Afterkirche und die wahre Kirche. — Die Trennung von Rom unheilvoll für die Armenier, Griechen und Deutsche. — Geldsucht der Schismatiker. — Mahl bei einem Protestanten. — Glaubensdifferenzen. — Die Mutterkirche ist keine Schwesterkirche. — Gleichnisse für diese Wahrheit. — Nachgiebigkeit der Kirche in Nebensachen. — Zurückweisung des Antrages, zur „schriftgemäßen" protestantischen Kirche überzutreten.

Eine Pilgerfahrt in das heilige Land ist eine Rose voll Dörner, ein Kelch gefüllt mit köstlichem Weine und zugleich mit Galle und Essig, — eine Reise voll verschiedenartiger Erfahrungen und Erlebnisse. Auch Leiden und Unfälle mancherlei Art mischen sich trübe in des Pilgers sonst freudiges Leben und frohes, kummerloses Athmen in Palästina's herrlicher Winterluft unter dem meistens blauen Himmel und sternenvollen Nachtgewölbe. Auch dießmal sollte ich aus dem Leidenskelche körperlicher Schmerzen in Jerusalem trinken, und zwar tiefer als das erstemal. Ich erkrankte, und zwar in Folge einer Erkältung, die ich mir in der heiligen Grabeskirche bei einer dortigen Nachtwache zugezogen hatte. Ich wollte den letzten Abend des Jahres 1856, sowie die Neujahrsnacht 1857 in der heiligen Grabeskirche zubringen, — dort die ganze Nacht im Gebet und Betrachtung verweilen, und so an dieser heiligen Stätte das alte Jahr beschließen und das neue dort beginnen. Der unkluge Eifer nahm zu wenig Rücksicht auf die Gebrechlichkeit des Fleisches. Die Idee war herrlich und

begeisterte mich, der Plan war gut, der Geist willig, aber das Fleisch war schwach und unterlag, der Körper erkrankte in Folge der nervösen Anstrengung, der Schlaflosigkeit und einer mir zugezogenen Erkältung. Der Vorabend des neuen Jahres, der Nachmittag des letzten Dezembers 1856, war in Jerusalem so schön, so warm, daß ich im vollen Schweiße 4 Uhr Abends die heilige Grabeskirche betrat, und in diesem erhitzten Zustande die Prozession zu der heiligen Stätte mitmachte. Bald darauf legte sich Alles zur Ruhe, um in der Mitternacht zum Chorgebet aufstehen zu können. Ich erbat mir die Erlaubniß zu einer ununterbrochenen Nachtwache in der heiligen Grabeskirche, welche bekanntlich Tag und Nacht mit vielen Lampen auf Kosten der drei Hauptconfessionen, der Lateiner, Griechen und Armenier, beleuchtet wird. Ich freute mich auf diese glückliche Nacht, auf diese selige Einsamkeit in diesem heiligen Tempel.

Bald ward mein Wunsch erfüllt. Ein Betrachtungsbuch und ein Kerzlein in der Hand, schritt ich voll Geisteswonne aus der Sakristei der Lateiner hinaus in die weiten Hallen des weitläufigen Tempelgebäudes. Fast alle Patres, alle Mönche der verschiedenen anderen Confessionen ruhten auf ihren Lagerstätten. Feierliche Stille herrschte im weiten, lautlosen Tempel. Die Lampen loderten leise empor, wie am theuren Grabe eines edlen Verblichenen, und sagten gleichsam: „Sehet die Stätte, wo sie Ihn hingelegt haben.“ — Mit meinem Buche und Lichtlein wanderte ich von Stelle zu Stelle, dorthin, wo sie Ihn bei der Zubereitung zur Kreuzigung in eine Art von Kerker einsperrten, dorthin, wo sie Ihn seiner Kleider beraubten, Ihn endlich an das Kreuz schlugen, das Kreuz in das Erdloch stießen und über seine Kleider das Loos warfen; — dann dorthin, wo sie den Leichnam einbalsamirten und in sein herrliches Grab legten; — zuletzt dorthin, wohin sie das Kreuzholz mit seiner Inschrift warfen rc. Diese kleine Wallfahrt im weiten Tempelgebäude wiederholte

ich zweimal, — öfter auf einer steinernen Bank auf Golgatha und an der Grabesnische, als an den Hauptstationen, ausruhend. Und so verging die halbe Nacht, wie eine halbe Stunde. Keine Spur von Schlaf zeigte sich. Der Hammer der Kirchenuhr schlug Mitternacht und verkündete die Scheidezeit des alten und den Eintritt des neuen Jahres. Die Patres wurden zum Chorgebet um 12 Uhr geweckt und erschienen. Ich machte Alles mit. Die Mönche legten sich nach dem verrichteten Chorgebete abermal zur Ruhe, damit sie um 4 Uhr morgens zum Gottesdienste erwachen möchten. Ich wollte das begonnene Werk vollenden und in der Kirche den ersten grauenden Morgen des neuen Jahres erwarten. Ich wohnte um 2 Uhr dem nächtlichen Gottesdienste der Griechen und Armenier vor dem heiligen Grabe bei. Die Nachtstille und Ruhe ward jetzt seit dem Erwachen und Lebendigwerden der funktionirenden Griechen und Armenier, und bei dem Erscheinen ihrer im Tempel ebenfalls übernachtenden Pilger vielfach gestört, dennoch wurde ihr Gottesdienst sehr erbaulich abgehalten, denn das eigentliche Gesindel war abwesend, und Menschengedränge keines vorhanden. Still und andächtig saßen die orientalischen Pilger der Armenier mit ihren brennenden Lichtlein um das heilige Grab herum, in dessen innerem Gewölbe ihr Priester einen nächtlichen Frühgottesdienst um 2 Uhr hielt.

Die Armenier, gutmüthige Leute, boten mir auf einem schönen Teppich einen ehrenvollen Platz an, — selbst ihre schwarzbärtigen Priester und Mönche ehrten mich als ihren fränkischen Collegen und luden mich ein, bei ihnen Sitz zu nehmen. — Doch das andere Element meines Doppelwesens, der Leib, wollte Ruhe und Schlaf. — Der Schweiß war zurückgetreten, es fing mich zu frösteln an in des Tempels kühlem, nächtlichem Raume. Die Nerven waren zu sehr angestrengt worden, und verlangten jetzt gebieterisch nach Ruhe und Schlaf. Doch der Geist sprach: nein, harre aus, — die

Mitternacht ist schon längst vorüber, und um 4 Uhr soll dir das seltene Glück abermal zu Theil werden, nach dem Abzuge der Armenier in der heiligen Grabeskapelle über der Grabesnische des Herrn die heilige Messe lesen zu dürfen. Ich fiel zweimal vom Schlafe überwältigt von meinem Sitze. Endlich schlug der Hammer 4 Uhr, und selbst der halbkranke Körper flog wie neu verjüngt zur Sakristei, um sich zur kirchlichen Feier an so heiliger Stätte anzukleiden. Der Kelch zum Meßopfer, groß und kostbar, war ein Geschenk Philipp II. von Spanien, mit seiner Inschrift bezeichnet. In der heiligen Grabeskapelle wurde es mir wieder warm, innerlich und äußerlich, geistig und körperlich.

Erst als ich um 6 Uhr früh dem levitirten Hochamte der Lateiner in dem heiligen Grabe vor demselben sitzend und stehend beiwohnte, und mich dem kalten Luftzuge aussetzte, erkältete ich mich bedeutend, und kam in Folge dessen fieberkrank am neuen Jahr Morgens aus der Grabeskirche in das Pilgerhaus zurück. Den nächsten Tag erkrankte ich förmlich. Mit einem Kreuzlein sollte ich als priesterlicher Kreuzritter das neue Jahr beginnen, und des Pilgerlebens Abwechslung und bittersüße Mannigfaltigkeit verkosten. Mein Trost war bei dieser Krankheit immer, daß ich sie mir an einem heiligen Orte durch eine edle Veranlassung zugezogen hatte. — Wie doppelt schwer muß eine Krankheit zu fühlen und ertragen seyn, wenn sie durch den Gedanken verbittert und gesteigert wird: Durch Sünde, etwa durch Unmäßigkeit, Tanzlust 2c. hast du, an unheiligem Orte weilend, dieses Uebel, diese Strafe dir selbst zugezogen, — sie lag nicht im Plane Gottes, nicht in dessen positiver Verfügung. — Hingegen Christi Joch ist selbst in Krankheit sanft und leicht, wenn dieselbe in seinem Dienste herbeigezogen wird.

Ein gastrisches Fieber hatte mich befallen, dazu gesellte sich eine sehr schmerzliche Halsentzündung und heftiges Kopfweh. Die guten Patres, zumal die deutschen, besuchten mich

öfter und thaten Alles, was zu meiner Verpflegung im armen Kloster aufzutreiben war. Der Haus-Doktor des Klosters, ein Italiener, ward gerufen. Er wird von Rom besoldet und hat die Pflicht, sich aller kranken Pilger im Pilgerhause anzunehmen, der Katholiken, wie der Protestanten. Gewiß eine sehr lobenswerthe und nützliche Einrichtung der fürsorgenden, römischen, katholischen, allseitigen Mutter.

Im Kloster befindet sich auch eine kleine Apotheke, aus welcher den Pilgern ebenfalls rein unentgeltlich Arznei gespendet wird. Mein Glück war es, daß ich in Jerusalem erkrankte und nicht an einem andern Orte, wo jegliches Heilmittel, Arzt und Arznei, gefehlt hätte.

Allerdings der hiesige italienische Doktor machte nicht so viele Umstände wie mein deutscher Hausarzt im Schwabenlande. Hier geht Alles rasch und schnell durchaus, und es heißt: „Vogel friß oder stirb." Als das erste Abführungsmittel nicht gleich wirkte, — begann eine Art Roßkur; ich mußte auf einmal eine tüchtige Portion englisches Bittersalz hinunterwürgen. Bald darauf folgte eine tüchtige Aderläß, denn das Fieber hatte mich verlassen, aber die Halsentzündung war sehr schmerzlich und hartnäckig. Da erschien der arabische Chirurg, machte seine kurzen Anstalten, zog seine Hemdärmel zurück, etwa wie ein Metzger, der zur Schlachtbank eilt, — nahm die nächste Schüssel, schlug tapfer zu, und ließ Blut in die große Schüssel hinein laufen, bis er meinte, es könnte genug seyn, denn der Doktor hatte das Maß nicht angegeben, und der Chirurg hatte keine Unzengefäße bei sich. — Als ich ohnmächtig wurde, kürzte man den Akt ab, legte Baumwolle auf die Wunde, verband sie mit dem nächsten besten schmutzigen Sacktuche und mich, den Ohnmächtigen, warf man so kräftig in das Bett hinein, daß ich durch diese Erschütterung aus der Ohnmacht erwachte und zum vollen Selbstbewußtseyn wieder gelangte. Ich hatte die Erinnerung von dem, was so eben geschehen war, so gänzlich

verloren, daß ich beim Erwachen wie in einer neuen Welt mich befand. Ich sah mich in einer fremdartigen Umgebung, in den Armen eines Arabers. Die Augen waren noch etwas trübe, die Nerven, das Gehirn war sehr angegriffen und ich wollte sagen: Wo bin ich denn? — Wer seyd ihr? — Was wollt ihr? — Was macht ihr denn da mit mir? — Endlich sah ich die blutgefüllte Schüssel, und erinnerte mich dessen, was so eben geschehen war. — Der Araber sprach ganz freundlich und fein italienisch: „Pater! wie geht es Ihnen? — Ich wünsche Glück," und entfernte sich mit dem glänzenden Silberpiaster, der ihm in die Hand gedrückt wurde. Ich versank bald aus Ermattung in einen leichten Schlummer. Die Entzündung des Halses war so arg und heftig, daß ich kaum mehr essen, trinken und reden konnte, und das Wenige nur mit großem Schmerz. Bei Nacht befürchtete ich oft zu ersticken. Der gute Schweizerpilger war mein nächtlicher Krankenpfleger, bis auch er ausblieb und selbst erkrankte. — Ich konnte leider dem Feste der heiligen drei Könige in Bethlehem nicht beiwohnen, und konnte nur Myrrhen opfern, nicht Gold und Weihrauch. — Wenn ich in der Nacht oft schlaflos im Zimmer umherwandle, aufstehe, Alle im sanften Schlafe höre, und zum wunderschönen, morgenländisch hellen Sternenhimmel emporblicke, da wird es mir leichter und ich hoffe, bald wieder zur fröhlichen Pilgerschaar hinabsteigen zu dürfen. Sie plaudern, sie scherzen, sie lachen, zumal Abends und Nachts bei und nach dem Tisch, so daß ihre Freude, ihr Frohsinn, zumal der lustigen Franzosen und Italiener, lautauf in mein Krankenzimmer herauf dringt, und mir den oft so großen Abstand der Lebensverhältnisse der verschiedenen Zustände und Gemüthsstimmungen der Menschen so recht anschaulich vor Augen stellt. Dort ist Jubel, Unterhaltung, Geselligkeit, Freude, Genuß, des Lebens heitere Seite, — und hier, einige Schritte von dem Conversations- und Speisesaal weiter, hier in dieser Krankenzelle ist des Lebens ernste,

düstere, bedenkliche Schattenseite, hier ist Einsamkeit, Verlassenheit, Schmerz, Entbehrung, das einförmige Tagesgeschäft der Krankheit, aber auch ernste Auffassung des menschlichen Daseyns, volle Beherzigung göttlicher und menschlicher Dinge und Nachdenken über die Fragen: woher? wohin? wozu? Schön, lieblich und nützlich ist die Gesundheit und die erfreuliche Seite des Lebens, — aber auch die Schattenseite desselben, auch Krankheit hat ihren Nutzen, ihre Freude, ihre Lichtseite. Wahr ist des Apostels Wort: „Alles nützet dem Gottliebenden." O wie unendlich weise hat Gott Alles eingetheilt, — Tag und Nacht, wie Gesundheit und Krankheit hat er zum Wohle des Menschen gemacht, und beide in das vielseitige Leben eingeführt. Doch gar Viele verleitet die Gesundheit zum Leichtsinn und Uebermuth, zur Genußsucht jeglicher Art, — und Krankheit zum Mißmuth und Murren gegen Gottes weise Anordnung, welcher durch des Körpers Leiden die Seele zur Genesung führen will. Bei Manchen wird jegliche Gabe Gottes, Gesundheit und Krankheit mißbraucht, nicht als Wegweiser zu dem einen Endziele, zu Gott und Tugend gebraucht. Christenthum nur und christliche Weisheit lehrt Gesundheit und Krankheit als Gottes Liebesgaben werthschätzen, und als zeitliche Strafe und geistige Arznei zum Heile gebrauchen. Außerhalb des Christenthums ist Thorheit, Unverstand, Mißkennung und Mißbrauch aller göttlichen Gaben und Verfügungen. Darum ist nur Eines nothwendig, um den Menschen in Gesundheit und Krankheit glücklich und zufrieden zu machen, — nämlich lebendiges Christenthum, dessen Glaube in die oft so dunklen Verhängnisse des menschlichen bittern Lebens helles Licht bringt. Alles Uebel stammt von dem Mangel dieses Einen Nothwendigen, die Gottesvergessenheit, die Genußsucht, der Uebermuth und die Versinnlichung in gesunden Tagen, — sowie die Verzweiflung, der Mißmuth, der Unfriede, die Trostlosigkeit in kranken Tagen ist Folge des Mangels an lebendigem Christenthum. Und doch

gibt es Tausende, welche die christliche Religion, dieses einzige Universalmittel gegen jegliche Uebel, diese unerschöpfliche Quelle alles Trostes, diese Zufluchtsstätte aller Leidenden mißkennen, ja verachten wenigstens indirekt und mittelbar, indem sie die Kirche, diese lebendige Repräsentation der Religion, gleichsam das personifizirte, real gewordene, aus der Idee in die Wirklichkeit übergegangene Christenthum verachten und beschimpfen, indem sie einen Staat, eine Schule, eine Volksbildung und Menschenbeglückung ohne Christenthum und ohne die Kirche wollen, oder letztere wenigstens ihrer Freiheit und Selbstständigkeit berauben und zur polizeilichen, dienstthuenden Staatsmagd erniedrigen möchten, wozu die Kirche, diese freigeborne, adelige Himmelstochter sich nie und nimmer verstehen kann, ohne sich selbst aufzugeben, sich selbst ihren höheren Charakter und göttlichen Ursprung abzusprechen und eine schimpfliche Verläugnung ihres Herrn und Schöpfers zu begehen. Auch sind Tausende von Laien und Priestern der Kirche bereit, für Christus und für die Kirche eher zu sterben, als sie zu verläugnen und das goldene Kalb der Welt anzubeten, das Göttliche dem Irdischen unterzuordnen, und die protestantische Cäsareopapie aus Feigheit und Menschendienerei einführen zu lassen. Nur Feiglinge, nur Weltdiener, nur charakterlose, geistlose Namenskatholiken mögen sich zu Allem fügen, in alle Forderungen des Zeitgeistes einstimmen und als feige Jasager Alles bestätigen, was die Welt zur Unterschrift und Genehmigung ihnen vorlegt.

Doch die Kirche ist weit mächtiger, als Viele glauben, und Tausende rufen mit Begeisterung, mit Hingabe von Gut und Blut: Christus ist der Sohn des lebendigen Gottes, und die Kirche ist seine Braut, seine Tochter, seine Schöpfung, — nicht ein Menschenwerk, nicht eine Schöpfung des Staates, nicht eine Sklavin und nicht eine Polizeimagd desselben. Daß diese Ansicht Wahrheit sey, beweiset die Weltgeschichte.

Doch wohin hat wiederum die Begeisterung für die erhabene Idee der Kirche und des göttlichen, überweltlichen Christenthums mich verleitet? Wer die Kirche kennt und versteht, dem wird auch dieses Feuer, diese lebensvolle Herzenssprache begreiflich seyn, wenn auch nicht dem glaubensarmen, indifferenten, verknöcherten Weltmenschen, der für ganz andere Dinge Begeisterung fühlt, nur nicht für Religion und Kirche.

Doch zurück von diesem Ausfluge in das Geistergebiet, zurück zur einfachen Krankenzelle im Pilgerhause zu Jerusalem! Die Halsentzündung und die Fieberhitze verursachten mir bedeutende Kopfleiden. Das kranke Haupt war sehr empfindlich, wünschte ein besseres, weiches, europäisches Kopfkissen. Doch im armen Kloster war kein solches aufzutreiben. Mein Kopfkissen war hart und niedrig, und so mußte denn, wie auf einem Felsen Jakobs, der kranke Kopf ruhen, vielmehr schlaflos leiden. In gesunden Tagen konnte ich mich mit diesem harten, etwas jakobitischen Kopfkissen zufrieden stellen, aber kaum in diesen Schmerzenstagen. Ich sah mich genöthiget, auswärts im Hause des österreichischen Consuls um ein besseres Kissen für die Zeit meiner Krankheit bittlich durch einen deutschen Pater nachzusuchen. Ich hoffte um so eher Gewährung meiner Bitte zu erlangen, da sie nothgedrungen war, und ich unlängst im Hause des Consuls auf Bitten von dessen Gattin ein Goldstück für gute Zwecke, für ein Armen-Loos genommen hatte. Doch ich hoffte vergebens, das ersehnte weichere Ruhekissen kam nicht. Vielleicht hatte der vielbeschäftigte österreichische Pater seinen Auftrag vergessen, oder war das Herz, an dessen Güte die Bitte gerichtet ward, minder weich, als ich gehofft hatte. Jedenfalls kam die ersehnte Gabe nicht, und ich mußte ausharren auf einem harten Kissen, das meinem krankhaft empfindlichen Haupte wie ein ächter Stein Jakobs vorkam. Nun waren Schmerzen und schlaflose Nächte — nicht Jakobs süße Träume und stärkender Schlaf, mein Schicksal und Loos in diesen har-

ten Tagen und Nächten. — Ich sollte auch das Kranksеyn in der Fremde als Pilger erfahren und fühlen, wie es in solcher Lage einem zu Muthe sey. Die Scheinpilger und geschwätzigen, lauten italienischen Kaufleute im Pilgerhause kümmerten sich gar nicht um den kranken Deutschen, der gute Schweizerpilger pflegte meiner fleißig, die Klosterbrüder thaten Alles, um meine Lage zu erleichtern, — der genuesische Priester und Pilger zeigte viele Theilnahme und erbot sich zu einer Nachtwache, — der spanische, abgehärtete Missionär steckte nur flüchtig den Kopf mit der brennenden Cigarre im Munde zur rasch geöffneten Thüre herein und rief ermunternd mir zu: Couraggio! Couraggio! (Muth! Muth!) — Doch ich dachte: Du lieber, kerngesunder Spanier, du hast gut reden, und zum Aufstehen und Bettverlassen zu kommandiren, — es fehlt nicht an Muth und Wille hiezu, aber ich kann nicht, ich kann Fieberhitze und schmerzliche Halsentzündung eben nicht wegblasen, ich muß bleiben und harren, bis die Krankheit mich verlassen haben wird.

Der fromme bayerische Pater Hugo, eine edle, contemplative Seele, ein hier auch von den Italienern sehr geachteter deutscher Ordensmann, besuchte mich öfter. Seine Gegenwart war mir ungemein wohlthuend, ermuthigend und erheiternd, gleichwie die Anwesenheit der kernlosen Scheinchristen mir widerlich und lästig fiel.

Endlich hatte die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht, die Gewässer der Sündfluth hatten sich verlaufen, und heraus trat Noe aus der engen Arche seiner Krankenzelle in das liebliche Sonnenlicht, um dem Allgütigen sein schuldiges Dankopfer darzubringen.

Mein erster Gang war auf die schöne Dachterrasse, um mein Auge abermal zu weiden an dem ewig schönen, stets belebenden Anblick der heiligen Stadt, zumal der heiligen Grabeskirche, des freundlichen Oelberges und der Höhen, hinter welchen Bethlehem liegt.

Als ich bei dem Fenster auf die Straße hinab blickte, mit verhülltem Gesichte und Wunde, erst Reconvalescent, — da sahen meine Augen den schmerzlichen Anblick scheidender Brüder, einer Pilgercaravane, die so eben im Begriffe stand, Jerusalem zu verlassen, und über Samaria nach Galiläa (Nazareth ꝛc.) hinab zu ziehen. Und ich — mußte sie scheiden sehen, und konnte nicht mit ziehen, und mußte somit Galiläa zum Opfer bringen. Das war mir sehr schmerzlich, denn in der jetzigen Jahreszeit trifft man selten eine sichere Caravane durch das gefährliche, fanatische, rebellische Samaria. Auch meine angegriffene Gesundheit hätte vielleicht die Strapazen und Entbehrungen dieser Wanderschaft nicht ausgehalten. Es ist mir daher gerathen worden, noch einige Tage meiner Erholung in Jerusalem zu widmen, und dann direkt über Jaffa in das schöne Egypten abzureisen, dessen Klima in der Winterszeit vortrefflich sey, und wo ich im Falle einer Erkrankung in den Hauptstädten dieses gesegneten Landes Alles fast nach europäischer Art haben könnte. —

So will ich denn das geliebte Galiläa für dießmal auf den Altar der Entsagung legen, und dafür Egypten und Rom eintauschen.

Nach Tisch Mittags sollte die Caravane abziehen, und schon war es 3 Uhr, und noch haderten und zankten sich die Reisenden mit den arabischen Mukern wegen schlechter Sättel, Packthiere ꝛc. Alles war vorher genau bestimmt und vorausbedungen worden, und dennoch wurde das Wenigste gehalten. So ist es Sitte und Schlauheit dieser pfiffigen Kerls. Sie bringen schlechte Maulthiere statt der Pferde, zu wenig Packthiere, schlechtes Reitzeug ꝛc. — um noch mehr Geld zu erhandeln. Zwei volle Stunden zankte man sich herum, endlich nahm ein feuriger, französischer Carmelitenpater seinen Pilgerstock, schrie und schimpfte, wie ein Araber, schlug darein, und siehe da, das half. Bald kamen bessere Pferde statt der Maulthiere, und mehr Packthiere. Aber erst um 4 Uhr endete

der Spektakel und trabte die Caravane, Reiter hinter Reiter, lustig zum Thore hinaus.

Es waren gegen 20 Personen, darunter mehrere französische Carmelitenpatres, der spanische und genuesische Priester, und Andere, die mit mir hier angekommen waren.

Ihr Scheiden weckte auch in mir die Sehnsucht nach Veränderung, nach dem Abzug aus einem Lande, das in seiner jetzigen Gestalt so viel Widerliches und Abstoßendes für den Fremdling enthält. Der Zweck meiner Hieherkunft ist erreicht, ich bin gesättiget, reicher an Erfahrungen geworden, — also fort, — auf nach Egypten und Rom! — und zwar mit dem ersten Dampfschiff, das von Jaffa nach Egypten absegelt.

Nach zehn Tagen einer kurzen aber sehr schmerzlichen Krankheit ging ich wieder aus. Es war Mitte des Januar. Des beginnenden Frühlings Erwachen machte sich fühlbar. Ich sah einen Baum schon in voller Blüthe. Die jungen Saaten sproßten üppig empor, die Vögel flatterten zahlreich umher, der fast stets blaue Himmel lachte freundlich zum deutschen Wanderer hernieder, und die liebe warme Sonne schien ihm viel näher zu seyn, als im fernen Deutschland. Man sagt, daß der Monat Januar, die Zwischenzeit von dem Früh- und Spätregen, einer der schönsten Monate des ganzen Jahres in Palästina sey und so schöne, herrliche Tage mit sich führe, wie man sie selten bei uns in der schönsten Frühlingszeit findet. Meine Erfahrung stimmt mit diesen Angaben vollkommen überein. Solch einen herrlichen Winter, wie hier und in Egypten, habe ich noch nie erlebt. Nachdem ich mehrere Tage das Bett gehütet und das Zimmer nicht verlassen hatte, — kam mir Jerusalems Umgebung, zumal der Oelberg in seinem beginnenden Frühlingsschmucke, bei diesem herrlichen Wetter und dieser balsamischen Luft, so entzückend, so romantisch vor, daß ich stets umherschweifte und das Freie suchte, denn bald werde ich diesem klassischen Boden

entrückt seyn, und was man nur kurze Zeit mehr besitzt, das liebt und schätzt man doppelt.

Noch einige Erlebnisse und Erfahrungen in der heiligen Stadt will ich kurz berühren. Das Pilgerhaus ist durch den Abzug so vieler, mitunter unpilgerlicher Gäste und hergelaufenes Gesindel viel ruhiger, stiller und seiner Bestimmung entsprechender geworden. In Folge des türkisch-russischen Krieges sind manche dabei betheiligte und verunglückte Spekulanten, Kaufleute, entlaufene, angeworbene Soldaten und Handwerker hieher gekommen, und fallen mit ihren Betteleien dem Kloster, den Consuln und den anderen Pilgern zur Last. Bei diesen Leuten heißt es: Jetzt bin ich in Konstantinopel, folglich muß ich auch nach Jerusalem hinauf, dort muß man mich füttern, kleiden und mir Reisegeld geben, um mich wieder fortzubringen. Diese vorwitzigen Weltleute und Vagabunden, sowie andere rein profane Reisende ohne besondere Religiosität, bringen das Kloster in Schulden, und durch ihr Benehmen im Pilgerhause, in der Stadt und an den heiligen Orten die gute Sache, das Christenthum selbst und das Wallfahrten in Mißkredit. Es wäre vielleicht gut, wenn man diese Leute gehörig discipliniren, oder ihnen, als Nichtpilgern, das Pilgerhaus verschließen würde. — Sie rauchen, trinken, essen, spielen, schwatzen viel, — beten und lesen wenig, und entweihen hiemit das Pilgerhaus. Endlich zum Dank lügen sie viel über das Kloster und die Patres. Manche stehlen auch fleißig. So hat ein dahergelaufener Württemberger, aus der Krimm kommend, einem armen Pilger aus Frankreich 100 Franken gestohlen und ist damit entflohen. Auch österreichische Soldaten, zum Ankauf arabischer Zuchtpferde hieher gesandt, wurden im Pilgerhause einquartirt. Eine Wallfahrt nach Jerusalem und Bethlehem lag natürlich nicht in ihrem Reiseplane, nicht in ihrer „Operationslinie,“ sondern nur allein Pferdeeinkauf. Es darf daher nicht wundern, wenn diese Offiziere durch ihr Benehmen die deutschen Pil-

ger bei den anderen Nationen nicht sehr in religiöser Hinsicht lobenswerth hinstellten. Sie ritten wohl aus Langeweile nach Bethlehem hinaus, und lobten den dortigen Wein und die gute Küche des Klosters, da die Franziskaner genöthigt, gleichsam kommandirt worden waren, das Allerbeste den hohen Gästen vorzusetzen. Sie mußten beredet werden, doch vor der türkischen Moschee Omars zuerst die heilige Grabeskirche zu besuchen, und auf Golgatha wenigstens eine heilige Messe zu hören, wenn auch nicht, wie es seyn sollte, dort die heilige Kommunion zu empfangen. Das Alles sollten sie wenigstens zu Ehren ihrer Landsleute thun, damit man nicht mit Fingern auf sie zeigen und sagen könne: Sehet! wie lau, wie halbprotestantisch, wie unkatholisch diese Deutsche sind? —

Für die Sünden solcher Deutschen müssen dann die anderen deutschen Pilger, und die hier weilenden deutschen Patres büßen, und manche Vorwürfe über „die schlechten Deutschen" anhören. — Wenn man solche Leute zu religiösen und kirchlichen Handlungen erst bereden muß, dann ist nichts Gutes, nur Schein und Mechanismus zu erwarten. Leute dieser Geistesrichtung schämen sich der Religion und der Religionsübung, und glauben, das schicke sich nicht für ihren Stand, denn Religion und Frömmigkeit sey vorzüglich Sache der Weiber und „der Pfaffen," — nicht aber der Weltleute, der Männer, der Soldaten 2c. Welch ein Unsinn liegt in diesen Worten. Haben denn nicht Alle eine unsterbliche Seele, dieselbe Bestimmung, dieselben Gnadenmittel hiefür? Ist Christus nicht für Alle gestorben, — will er nicht von Allen geliebt und verehrt seyn?

Doch wer sich der Religion schämt und die Religionsübung nicht vereinbar mit seinem Stande hält, — der bleibe ferne vom heiligen Lande, und treibe sein religiöses Unwesen im liberalen, an solche Religionsleerheit schon gewohnten Deutschland, aber verschone mit seiner ärgerlichen Lauheit und seinem schlechten Beispiele die heiligen Orte und dieses

Land. Für solche Menschen sind die heiligen Stätten nicht, so wenig als Perlen für Hunde und Schweine, wie Christus sagt.

Ein Ordensmann machte mir die traurige Bemerkung, daß in der Regel unter 4 sogenannten Pilgern je einer sey, der wahrhaft eine christlich-pilgerliche Gesinnung und ein entsprechendes Benehmen an den Tag lege, so daß man sich an ihm erbauen könne. Die Anderen seyen meistens neugierige, reiche, reiselustige Weltleute und dahergelaufene, die Welt durchstreifende Handwerker und andere Vagabunden, zumal seit dem Ende des letzten russischen Krieges. So gilt denn auch hier des Herrn vielfach anwendbares Wort: „Meine Heerde ist klein," — „der Weg zum Himmel ist schmal, und Wenige wandeln darauf." — Auch ich bemerke unter einem Theile der Bewohner des Pilgerhauses viel weltliches Thun und Treiben, und vermisse sehr eine höhere religiöse Stimmung, muß mich aber an der außerordentlichen Frömmigkeit und Geistesandacht der eigentlichen Pilger sehr erbauen. Auch hier auf diesem Acker der Kirche steht Unkraut neben dem Weizen, aber dennoch sind die heiligen Orte heilig, ehrwürdig, und das Wallfahrten hieher heilsam, erhebend, veredelnd, wenn auch Mehrere von der guten Sache Mißbrauch machen. Die Kritiker und Protestanten aber schütten, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade aus, — und das ist Thorheit, zumal wenn man so gescheide, so vernünftig, so intelligent, so wissenschaftlich seyn will.

Eine andere psychologisch und praktisch ganz richtige Bemerkung machte mir jener Ordensmann ferners: Man solle nicht lange, etwa nur 14 Tage, in Jerusalem und an anderen heiligen Orten verweilen, sonst verliere man bei der menschlichen Gebrechlichkeit die erhaltenen Gnaden wieder. Wer zu viel Werth auf das Strohfeuer einer hoch auflodernden und schnell vergänglichen Gefühlsandacht legt, der wird dieselbe auch an den heiligen Orten bald verlieren, wenn

er länger hier verweilt, wenn der Eindruck der Neuheit der Dinge vorüber ist, wenn man sich an den Anblick und Besuch der heiligen Stätten gleichsam schon gewöhnt hat, und auch in Jerusalem viel Menschliches und Unerbauliches sieht und hört.

Wer das Menschliche vom Göttlichen nicht unterscheiden, sich über die Entheiligung der heiligen Stätten, und über die bedauernswerthen Mißverhältnisse der Christen untereinander nicht hinwegsetzen, und den reinen Kern von der schmutzigen Schaale nicht sondern kann, wer nicht eine tiefere, festere Willensandacht und erleuchtete, standhafte Frömmigkeit, unabhängig von Nebensachen und vorübergehenden Einflüssen und Eindrücken besitzt, — der soll hier nicht lange weilen, denn sonst sinkt der Schwache bald zu seinem gewöhnlichen Alltagsleben herab, wie man es hier bei so Vielen wahrnehmen kann.

Am letzten Sonntag meines Verweilens in dieser Stadt las ich zum letztenmale die heilige Messe auf Golgatha, besuchte Nachmittags die katholische und protestantische Kirche. In der katholischen Klosterkirche ward feierliche Vesper und Litanei vor dem Allerheiligsten, hierauf eine Christenlehre in arabischer Sprache von einem alten, graubartigen, ehrwürdigen Franziskaner der auf dem mit Teppichen bedeckten Boden sitzenden Jugend gehalten. Knaben und Mädchen waren getrennt, Groß und Klein bunt durcheinander gemischt. Die Kinder waren sehr lebhaft und unruhig, nach der Natur der Araber. Der gute Pater schrie sich viel ab, bekam von dem Einen Antwort, von dem Andern nicht, kurz es ging in dieser arabischen Christenlehre so ziemlich zu, wie bei uns, wobei ich jedoch nicht behaupten will, daß in mancher Christenlehre bei uns mehr Ruhe, Ordnung und Aufmerksamkeit herrscht, je nach der guten oder minder guten Pastoration des Pfarrers und nach dem Charakter des Volkes, und der in einer Gemeinde herrschenden kirchlichen Zucht und Ordnung oder Unordnung.

Selbst die Mädchen schon hatten, nach der Landessitte, ihren weiten, weißen Mantel als Kleiderumhüllung, und das Gesicht sorgfältig halb verhüllt.

Nach der Christenlehre beteten alle Kinder mit Würde und Andacht, und mit ausgespannten Armen ein Gebet, — machten alsdann nach morgenländischer Sitte ihre tiefe Verbeugung vor dem Altare, küßten den geweihten Boden mit dem Munde, berührten ihn mit der Stirne und verließen die Kirche.

Nun hielt eine Bruderschaft, aus lauter Männern bestehend, ihre besondere Abendandacht. Diese Männer und Jünglinge waren sehr ernsthaft, — beteten nach der durch die Franziskaner hier eingeführten schönen, symbolischen Sitte mit ausgespannten Armen (erinnnernd an Christus am Kreuze, unseren fürbittenden Hohenpriester), alsdann gingen je drei zusammen vor den Altar mit bloßen Füßen, und verrichteten dort mit Andacht, Ernst und Würde, unter Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche der tiefsten Verbeugung, ihre Andacht. Den Schluß bildete eine in den Kirchenräumen abgehaltene Prozession mit einer Reliquie, wobei Alle brennende Lichter in den Händen hielten. Diese Andacht, diese Stille, dieser Ernst und Würde an diesen Jünglingen und Männern erbaute mich sehr.

In der protestantischen Kirche, welche ich öfter als theologischer Beobachter besuchte, hörte ich eine in deutscher Sprache allgemein christlich gehaltene und biblisch-gläubige Predigt. — Der viel zu langsame schleppende Gesang gefiel mir gar nicht, eher das feierliche Orgelspiel nach der Predigt, welches sich von dem italienischen, etwas unkirchlichen Orgelspiel vortheilhaft unterscheidet. Der Vortrag der Liturgie, der verschiedenen Gebete war monoton, etwas langdauernd und langweilig. Das Beste in dieser Liturgie ist Nachahmung des Katholischen, Uebertragung alter kernhafter katholischer Gebete in die Landessprache der Engländer und Preußen.

Aber sehr hart vermißt der Katholik in diesem protestantischen Gottesdienst etwas, nämlich das neutestamentliche Opfer des ewigen Priesters Melchisedech, und den Altar mit dem Tabernakel, den geheimnißvoll gegenwärtigen, eucharistischen Heiland. Das Opfer und das allerheiligste Sakrament verleiht dem katholischen Gottesdienst eine Mannigfaltigkeit, eine Würde, eine Kraft, ein Leben, wovon der in dieser Hinsicht ungläubige Protestant gar keinen Begriff, vielleicht kaum eine Ahnung hat, sonst könnte er nicht eine so erhabene, geheimnißvolle Sache oft so pöbelhaft verlachen, verhöhnen, und als Götzendienst, Abgötterei, als papistischen Aberglauben und Greuel vor Gott ansehen und verschreien. Der katholische Gottesdienst ist allseitig, hat Kanzel, Altar, Gebet, Gesang, Sakrament, Predigt, Belehrung, Opfer, Bild und Ceremonie, eine allseitige Sprache zum Ohre, zum Auge, zum Verstande, zum Herzen, zum Gemüthe. Da ist Alles übersprudelndes, reiches Leben, Mannigfaltigkeit der verschiedensten religiösen Anregungsmittel, da ist nicht magere Hungerkost, nicht ewige, karge Diät, nicht Einseitigkeit, nicht Armuth und Mangel in den wenigen beibehaltenen kirchlichen Belebungsmitteln, wie bei den Häretikern.

Der englisch-preußisch protestantische Staatsbischof, ein seltsames, modernes Staatsgeschöpf, saß und knieete im Chore, abgesondert vom Publikum, in einem besondern Stuhle, angethan mit einem ihn auszeichnenden Gewande, mit einem langen schwarzen Talare und weißen Chorrocke. So steht denn protestantische Theorie und Praxis im grellsten Widerspruch zu einander. Anfänglich schrieen die Reformatoren: Keine Priester, keine Bischöfe, kein besonderes Priesterthum, ein jeder mit der Bibel in der Hand und den heiligen Geist im Herzen, ist Selbstpriester und Prediger, — sich selbst genügender Christ. Und nun haben die Protestanten dennoch ein besonderes Priesterthum, haben Prediger, sogar Bischöfe mit Titel und Rang, Amt und Gewalt. Die Protestanten

sind durch die Erfahrung zur Einsicht gekommen, daß die ersten Grundsätze ihrer Reformatoren, diese angepriesene Priesterlosigkeit, dieses angerühmte allgemeine Selbstpriesterthum, diese angebliche religiöse Selbstständigkeit und Selbstgenügsamkeit zur kirchlichen Anarchie, zur Auflösung alles Bestehenden führe, und ganz geeignet sey, eine bestehende Kirche zu vernichten, nicht aber, eine neue zu bilden, oder die neugeschaffene zu erhalten. Daher mußten die Protestanten, um eine Kirche zu bilden, diese ersten Grundsätze ihrer Reformatoren fahren lassen und bekennen, daß außer dem allgemeinen Priesterthum nach der Lehre der katholischen Kirche, nach Christi Anordnung, dem klaren Bibeltexte, und nach dem Bedürfniß der menschlichen Natur noch ein besonderes Priesterthum nöthig sey, um eine Kirche zu gründen, und die bestehende zu erhalten. Wiederum hat die Praxis, die Erfahrung, die Geschichte die Wahrheit der katholischen Lehre und Organisation, und die Falschheit und Unhaltbarkeit der protestantischen Grundsätze glänzend erwiesen. Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin, an ihrer Hand, durch sie, durch gründliches Geschichtsstudium, sind schon die talentvollsten protestantischen Köpfe und Wahrheitsforscher zur Erkenntniß der katholischen Kirche gelangt, und in ihren Schooß zurückgebracht worden, scheidend von den tausendfach sich kreuzenden Irrgängen des protestantischen Labyrinthes, einer Fürstenkirche, einer Staatskirche, eines vergänglichen Menschenwerkes, voller Widersprüche und Halbheiten, voll Schein mit wenig Seyn, sich nur fristend durch die beibehaltenen katholischen Elemente, und durch die theilweise Rückkehr zur katholischen Form, Lehre und Organisation. Die Noth zwingt sie deßhalb, die so lange und arg verschmähte, gelästerte und verworfene Lehre und Praxis von einem besondern Priesterthum und einem nothwendigen bischöflichen Amte wieder anzunehmen, diese Perle in Glas verwandelt, scheinächt und unter-

schoben, — wieder aufzuheben und in dem Staatskirchenschranke aufzubewahren.

Statt des wahren Primats, Episkopates und Priesterthums haben sie sich eigenmächtig mit Menschenkraft ein Afterepiskopat und Priesterthum geschaffen, um doch ein Surrogat für das verworfene und abhanden gekommene ächte zu haben. Die Juden proklamirten nach der Ermordung des wahren Messias viele falsche Messiasse und waren geneigt, jeden Großsprecher, jeden Prahler und falschen Propheten, jeden Feind Roms und goliathsmäßigen Lästerer der Römer für den wahren Messias, für einen Römerfresser und Israelshelfer zu halten. Wenn nothige Leute Hab und Gut durchgebracht, alle ächte Münze verausgabt und im Rausche verschwendet oder verloren haben, so suchen sie sich mit allen möglichen Mitteln zu helfen, und werden leicht Falschmünzer, geben ihr Fabrikat und Scheingeld für alte, gute, gewichtvolle, ächte Silber- oder gar für Goldmünze aus, — betrügen sich und andere. — So ergeht es auch häufig den Häretikern. — Die alte rechtmäßige Kirche, den alten Primat, das alte Priesterthum und Opfer verwerfen sie, schaffen sich ein derartiges neues und rufen: Wir haben die ächte, apostolische Kirche mit dem ächten Gottesdienste. Zum Papste, zum Oberbischof machen sie die Landesfürsten; — auch sogar Bischöfe, dem Namen nach und mit hoher Besoldung, haben sie, — aber Alles eigenmächtig, ohne rechtmäßige Sendung, ohne höhere Weihe, ohne apostolische Abstammung und Bevollmächtigung, — ohne Christi Geheiß und Bestätigung. Die Afterkirche, die menschliche, die zeitliche, die staatliche, die selbstgemachte Kirche, hat viel Aehnlichkeit mit der wahren Kirche, wie die falsche Münze mit der wahren, wie die schlechte Copie mit des Meisters Original, ohne jedoch im Wesen, im Ursprung, in Kraft und Macht dieselbe zu seyn. Auch der Affe hat Hände, Füße, Ohren, Augen und eine menschliche Form, ist gleichsam des Menschen Carrikatur und

Nachbild, dennoch vom wahren Menschen wesentlich verschieden. Nie wird der Affe zum Menschen werden, mag man ihn auch noch so künstlich und mühsam dressiren, abrichten, nach alter oder neuer Mode kleiden, Rock, Hut und Degen ihm geben, — keine Nationaltracht macht ihn zu einem Römer oder Franzosen, kein Kleid zu einem Menschen, er bleibt, was er ist, ein menschenähnliches Thier, und vergeht und verfault, und mit seinem Tode ist Alles vorüber, denn er ist sterblich, und nicht unsterblich, wie der Menschengeist. So ist jede falsche Kirche der Einen wahren ähnlich, stirbt, vergeht, ist bald vergessen, nur noch historisch dem Namen nach bekannt, — aber die wahre Kirche ist unsterblich, ihr Geist ist nicht zu ermorden, wenn auch die ganze Macht der Hölle, alle sichtbaren und unsichtbaren Teufel auf Erden und unter der Erde auf sie losstürmen mit dem Geschrei: „Hinweg mit ihr!“ — „an's Kreuz mit ihr!“ „zertretet die Infame;“ „Rom muß fallen“ 2c.

Die Protestanten fabelten einst in der Blüthezeit und in der größten Geschäftigkeit ihrer Lügenfabrik, daß es in Rom einmal eine Päpstin gegeben habe, daß ein Weib auf dem apostolischen Stuhle gesessen sey und die Kirche regiert und beherrscht habe.

Und siehe da, diese den Katholiken angedichtete und zum Ergötzen der Kirchenfeinde ausgeposaunte Lüge ist in einer protestantischen Kirche zur vollen geschichtlichen Wahrheit geworden. Das englische Staatsoberhaupt ist bekanntlich auch englischer Papst, Oberhaupt der reichen, stolzen, englisch-protestantischen Staatskirche. Da nun Königin Viktoria auf dem Throne Englands sitzt, so kann man mit voller historischer Wahrheit sagen: eine Päpstin, ein Weib ist das Oberhaupt der englischen Staatskirche. So lächerlich hat sich der Protestantismus mit seinem falschen Primat und Episkopat gemacht. Die Protestanten sind selbst das geworden,

was sie der katholischen Kirche lügnerisch andichteten, kirchliche Unterthanen einer gekrönten Päpstin.

Auch das protestantische sogenannte Bischofsamt mit Weib und Kind macht sich im Morgenlande nur lächerlich und verächtlich. — Unter einem Bischof verstehen alle Morgenländer aller Confessionen, alle Griechen, Armenier, Kopten und Araber, einen enthaltsamen ehelosen Mann, der sich mit Leib und Seele seinem Herrn und seinem Amte ungetheilt widmet, nur geistiger Vater der ganzen Gemeinde seyn will. — Alle Bischöfe des Morgenlandes leben nach der Sitte der Apostel ehelos, und befolgen Christi Rath der höheren Enthaltsamkeit. Christliche Begeisterung und ein höheres Geistesleben macht das leicht, ja zum seligen Bedürfniß, um frei und fessellos nur dem Einen dienen zu können. Die Orientalen finden mit Recht einen beweibten Bischof mit Familie und Fleischesbanden unapostolisch, sinnlich, lächerlich, gegen alle bessere Sitte der alten und neuen Zeit. Die Orientalen sagen: Ein beweibter und mit vielen Kindern gesegneter protestantischer Bischof kann seine kleine Heerde selbst vermehren, seine Kirche selbst vergrößern, und die leeren Stühle seiner Kirche mit seinen eigenen zahlreichen Familiengliedern besetzen lassen.

Ein beweibter Bischof mit einer Kinderschaar, mit Kindsknechten und Kindsmägden ist offenbar ein Rückschritt zum alten Testament in die Zeiten Jakobs mit seinem reichen Kindersegen, aber eine Abweichung von höherem Geiste und der weltbezwingenden Kraft des Evangeliums, des neuen Bundes und der apostolischen Zeit. Und dennoch, ungeachtet dieser traurigen, beschämenden und demüthigenden Rückschritte in Lehre und Leben rühmen sich diese Leute, diese beweibten Bischöfe, dennoch als die Wiederhersteller des alten, ächt apostolischen Christenthums in Jerusalem. — Welche Widersprüche! Auch auf mich machte dieses unapostolische, neumodische, staatsdienerische, beweibte Bisthum einen sehr trau-

rigen, abstoßenden Eindruck. Ungeachtet aller englischen und preußischen Staatsunterstützung, Geldspendung und vieler materieller Gaben und Wohlthaten an Kranke und Arme kann dieses unapostolische Afterbisthum, dieses Staatsbisthum für das Reich des Protestantismus, angeblich für „das Reich Gottes," sehr wenig wirken, nur dem Juden und Mohamedaner die große Spaltung der Christen in einer neuen Form täglich vor Augen stellen. Die Person dieses protestantischen sogenannten Bischofes in Jerusalem mag in vieler Hinsicht sehr edel und achtungswerth seyn, — aber seine englische Staatskirche, durch einen herodianischen, wollüstigen, grausamen König Heinrich gegründet, — und sein angebliches Bischofsamt ist sicherlich unapostolisch und pur menschlich. Es handelt sich hier nicht um Personen, sondern um Sachen, um kirchliche Institutionen und deren Nachäffung durch den protestantischen Staat. Der Protestant kann, trotz des Protestantismus, sehr gut, edel und voll christlicher Gesinnung seyn, — aber deßhalb ist seine Kirche, seine Lehre noch nicht die wahre. Das Individuelle, das Persönliche, das Edle im eigenen Charakter stempelt die Afterkirche noch nicht zur wahren, macht eine mächtige, vom Staate geschützte Landeskirche noch nicht zur rechtmäßigen apostolischen, katholischen Universalkirche. Schon oft wurden Katholiken vom Staate verfolgt, — schon oft wurden Sekten, Irrgläubige und Schwärmer vom Staate und von Fürsten beschützt, begünstigt, und als Werkzeuge für hohen Egoismus benützt, — aber die verfolgte Wahrheit bleibt dennoch Wahrheit, — auch der gelobte, der vertheidigte, beschützte und benützte Irrthum bleibt dennoch Irrthum. Man denke an die arianischen Zeiten zurück, und an jene Periode der Weltgeschichte, als auf die schmachvollste Weise mit Lüge und Gewalt, von herrschsüchtigen, geldgierigen, nach Kirchengut und nach Fleisches-Scheinfreiheit lüsternen Fürsten in England und Schweden der Protestantismus eingeführt und zur Staatsreligion erhoben wurde.

Als priesterlicher Kreuzritter mit dem Schwerte der Wahrheit bewaffnet, bin ich in das heilige Land gezogen, und habe da vielfach die Wahrheit verfolgt und nachgeäfft gefunden, — muß also nothwendig zum Schwerte greifen, die Wahrheit vertheidigen, enthüllen, von Schein und Irrthum sondern, und dem letztern seine künstliche, täuschende Maske abziehen, damit er da steht als das, was er ist, und damit der Katholik in seiner Einfalt und Gutmüthigkeit ihm nicht so leicht sich hingebe.

So geht es; wenn man der Wahrheit sich nicht demüthig fügen und unterwerfen will, wird man eine Beute des Irrthums. Wer Gott nicht glaubt, der leihet, wie Eva, der Schlange, dem Lügenpropheten sein gläubiges Ohr. Wer nicht den wahren Oberhirten anerkennen will, der muß das Joch eines fremden, unrechtmäßigen Herrn fühlen.

Ein Joch muß der Mensch tragen, einem Oberherrn muß er in religiösen und kirchlichen Dingen gehorchen, entweder muß er das sanfte Joch Christi und seines rechtmäßigen kirchlichen Stellvertreters tragen, oder das schwere Joch eines kirchlich illegitimen, oft aufgedrungenen Obern, — oder er muß, verschmähend jegliche Oberherrschaft, wie ein Teufel herrenlos, Selbstherr, Selbstgott, Selbstkirche, also voller Autokrat, Rebell und ganzer Freigeist werden, der nach Gott und Kirche nichts fragen will und nur sich selbst, seine eigene Hoheit und Ichheit anerkennen und anbeten will. Damit muß zuletzt consequent fortschreitend der Kampf gegen Auktorität, gegen Kirche, Hierarchie, gegen Primat und Priesterthum enden. Das ist die letzte Frucht des ewigen Protestirens.

Auch die schismatischen Griechen und Armenier sind diesem harten Schicksale einer drückenden kirchlichen Fremdherrschaft, eines falschen Primates, nicht entgangen. Unter dem milden Scepter eines Papstes wollten sie nicht länger bleiben, — wollten kirchlich frei seyn, — unabhängig von Rom, und jetzt müssen sie vor dem Sultan in Constantinopel,

vor einem Ungetauften, vor einem Jünger Mohameds sich beugen, vor dessen Ungnade zittern, um dessen Gunst buhlen und oft selbe erkaufen und erschmeicheln. Schreckliche Strafe, grausame Demüthigung dieser kirchlich stolzen, dem Papste den schuldigen Gehorsam verweigernden armenischen und griechischen Prälaten, Bischöfe und Patriarchen. Oft gelangen sie durch die erkaufte Gunst des Sultans zu ihrem Amte, können bei demselben verklagt und gerichtet, von ihm auch verjagt und abgesetzt werden.

Vor wenigen Tagen besuchte ich das schöne, reiche Kloster der Armenier und sah auch die prächtige Wohnung des dortigen Patriarchen. Ich dachte: Ein vergoldeter Käfig ist hier diesen Halbsklaven des Sultans erbaut. Gib Acht! armes Vögelein, daß dich die geldgierigen türkischen Raubadler in und außer Constantinopel nicht erwischen. Eben jetzt ist der geängstigte Patriarch beim Sultan, seinem Oberherrn verklagt, und zur Verantwortung bis nach Constantinopel vorgeladen worden. Da jedoch bekanntlich im Türkenreich Gold und Bestechung sehr viel vermag, hat er einstweilen Verlängerung des Termines seiner Erscheinung vor dem Richterstuhl seiner islamitischen Hoheit sich erbettelt und erkauft. Der Türke ist ein armer, tiefverschuldeter Mann, möchte noch länger den großen Herrn im Fürstenrathe der Europäer spielen, hat viele Auslagen, — braucht also Geld, — abermal Geld, viel Geld, immer Geld, — spendet also in solch trauriger Verlegenheit und schrecklicher Geldnoth Gnaden über Gnaden, verzeiht, vergibt, duldet, schweigt, übersieht die Sünden, wenn nur Geld eingeht. Der Patriarch darf also nicht, wie er sollte, gleich, sondern erst nach Ostern, nach einigen Monaten, zum Gericht nach Constantinopel abreisen. Vielleicht kann er auch dort ein günstiges Endresultat sich erkaufen, denn in dem türkischen Reiche kann oft mit Gold Unrecht in Recht und umgekehrt verwandelt werden. — All diesem Elende wäre

vorgebeugt, wenn das Schisma, die kirchliche Trennung von Rom, bei den Armeniern und Griechen nicht eingetreten wäre. Dann könnte der Patriarch ruhig Rom, seinen dortigen Oberbischof, seinen gerechten und milden Vater, den Papst, richten und entscheiden lassen. Alle diese Betteleien, diese theuren Bestechungen, dieses Buhlen um die Gnade eines mohamedanischen Sultans wären unnöthig.

Wäre er, der beklagte Patriarch, unschuldig, dann würde er an dem römischen Papste einen entschiedenen Verfechter seiner Unschuld, — und im entgegengesetzten Falle einen milden, väterlichen Richter, Mahner und gnädigen Bestrafer finden, aber nie einen harten Tyrannen, nie einen bestechlichen, geldgierigen Richter und Oberherrn, wie die unglücklichen, bedauernswerthen griechischen und armenischen Patriarchen schon oft im türkischen Constantinopel gefunden haben. O dieses griechische Neurom ist tief gefallen und oft eine Vorhölle, ein Kerker, ein Ort der Qual für die morgenländischen Christen geworden. Solche Folgen hatte der Abfall vom alten, abendländischen Rom, und das stolze Streben nach falscher kirchlicher Freiheit und Selbstständigkeit. Selbst die Eroberung Constantinopels durch die Türken, die Verwandlung dieser griechischen Kaiserstadt in die Residenz eines türkischen Despoten, und all das namenlose Elend, welches die Griechen durch ihre barbarischen Unterjocher und Beherrscher Jahrhunderte lang schon zu erdulden hatten, — das Alles war mitunter Folge ihrer Lostrennung von de abendländischen katholischen Kirche, indem die anderen europäischen Nationen dadurch gegen die Griechen gleichgiltiger wurden, und sie ihrem eigenen Schicksal und der Gewalt des Türken überließen, zumal nachdem sie so oft die Katholiken und Lateiner verhöhnt und in den Kreuzzügen verrathen hatten. So hat denn der Abfall von Rom und von der Universalkirche auch im Politischen und Zeitlichen oft schon viel

Unheil, Knechtung, Tyrannei und Unfreiheit mit sich geführt. — Die Trennung von Rom gebar auch im Abendlande den Protestantismus mit seinen Staats- und Landeskirchen, mit seinen zahllosen Sekten und einzelnen Kopfreligionen, mit seiner babylonischen Glaubensverwirruug, mit der Verweltlichung seiner einzelnen Fürsten- u. Landeskirchen, mit Deutschlands totaler Zersplitterung und Schwächung, mit seinen gräulichen Religionskriegen, mit seinen Fürstenkriegen unter der Maske der Religion, — mit seiner vandalischen Zerstörung der kirchlichen Kunstwerke und der Plünderung der Kirchen, zuletzt mit seiner Vergötterung der Vernunft und seinem gelehrten Unglauben und mit seiner Bibelkreuzigung und Christenthumsverleugnung 2c. Das Alles wäre nicht erfolgt, diese Sündfluth, dieses vielfache Elend wäre namentlich über das ehedem einige, mächtige Deutschland nicht hereingebrochen, wenn man die Lehre und den Geist der alten Kirche, also diese selbst beibehalten hätte, und nur auf Verbesserung, auf nüchterne, besonnene, wahre Reformation der menschlichen Seite der Kirche hingearbeitet hätte, wie es alle edlen, verständigen Katholiken stets thaten, und das reformatorische Concil von Trient es so meisterhaft, so ruhig, so besonnen, so weise und nüchtern vollzogen hat, ohne an der Lehre auch nur die geringste menschliche Neuerung vorzunehmen; denn die Wahrheit ist unveränderlich, wie die Sonne. Christus und seine Lehre ist nicht heute ja und morgen nein, sondern ewig dieselbe: — daher auch die Unveränderlichkeit, die feste Felsennatur der Kirche in ihrem göttlichen Kern, in ihrem tiefern Wesen, unbeschadet der Veränderlichkeit in ihrer menschlichen Außenseite, in ihrer Disciplin, welche, wie eine Medicin, nach Ort, Zeit und besondern Verhältnissen sich richten und modificiren muß. Hingegen die protestantischen, sogenannten Kirchen und Sekten sind in einer ewigen Verwandlung und Veränderung begriffen, suchen immer die Zukunftskirche, die wahre Kirche, und finden sie nicht, denn sie laufen an der

uralten apostolischen Domkirche vorbei, erkennen sie aber nicht als die wahre an, weil sie alt, grau und staubig aussieht, einen fremden, ausländischen, ultramontanen Baustyl hat, eine fremde alte Sprache spricht, und nicht nach dem jetzigen Zeitgeschmack geformt, angestrichen und übertüncht ist. Doch eben diese getadelten Eigenschaften und auszeichnenden Eigenthümlichkeiten sagen dem Kenner: diese graue, mit festen Quadersteinen gebaute, altmodische Domkirche ist weit eher apostolischen Ursprungs, als diese neumodischen Tempelchen und schön überstrichenen, buntbemalten, zerbrechlichen, leicht verbrennlichen, zusammengeleimten Bretterhütten, denen man ihre Neuheit und Baufälligkeit schon von außen ansieht.

Doch genug hievon, — zurück von dieser Excursion zu dem armenischen Patriarchen in Jerusalem. Der braucht viel Geld. Wozu? ist leicht begreiflich. Doch woher nehmen, und nicht stehlen? Nun da müssen eben auch die guten Pilger blechen, zahlen und so ihrem Patriarchen, seiner Sache und seiner Kirche dienen. Auch das reiche Kloster muß zahlen, denn es ist eine solidarische, organische Verbindung. Simonie, Geldsucht zieht sich durch die ganze morgenländische, schismatische Kirche hindurch, ebenfalls eine Frucht der Trennung von Rom, in welcher Simonie als ein großes kirchliches Verbrechen angesehen und bestraft, nie geduldet oder als Kleinigkeit, als Nothwehr, als allgemeine Erbsünde gerne übersehen wird, wie in den morgenländischen schismatischen Kirchen dieses der Fall ist. Daher kommt es, daß die Griechen und Armenier das Wallfahrten ihrer Gläubigen nach Jerusalem für sich auszubeuten suchen. Die meisten Pilger werden nach Stand und Vermögen schon vor ihrer Ankunft in Jerusalem angezeigt und geschildert. — Armen, vermögenslosen, zahlungsunfähigen Pilgern wird das Wallfahrten nach Jerusalem von ihren Priestern und Bischöfen verboten, wenigstens erschwert, — den Reichen aber sehr

angerathen. Das Alles geschieht aus wohlberechnetem Eigennutz, denn jeder Pilger muß nach Stand und Vermögen bezahlen, und zwar: 1) für seine Vorstellung bei dem Obern des Klosters, 2) für Wohnung, 3) für Kost, 4) für die Beicht, 5) für jede etwaige Begünstigung und Auszeichnung, 6) für das allgemeine Beste der eigenen Kirche.

So nur ist es erklärbar, wie die Klöster dieser Griechen und Armenier so reich, so glänzend seyn können, und ihnen noch immer Mittel übrig bleiben zur Bestechung der Paschas, zum prächtigen Tempelschmuck und Ornat, zu kostbaren Bauten und zum Ankauf von liegenden Gütern ꝛc. Hingegen die uneigennützigen Franziskaner werden durch die unentgeltliche Verpflegung der vielen Pilger immer nothiger und verschuldeter. Doch eben das zeigt die Schönheit und Würde der lateinischen Kirche, sowie den tiefen Verfall und das Elend der morgenländischen Kirchen, welche durch Geld und Wucher sich erhalten müssen, wie manche abendländischen Sekten durch Lügen, durch falsche Prophezeiungen, durch fortwährende Entstellung und Verleumdungen der katholischen Kirche ihr armseliges Daseyn fristen müssen.

Der lateinische Patriarch hatte schon mehrmal italienische und französische Pilger zu einem Mahle in seine Wohnung eingeladen, mit Ausnahme meiner, da ich als Deutscher ihm fremd und gleichgültig blieb, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn ich ein Sprößling einer andern Nation, zumal der italienischen und französischen gewesen wäre. An uns Deutschen liebt man besonders das Geld, um welche Gabe ich auch von mehreren Seiten für verschiedene Zwecke in Jerusalem angesprochen wurde, jedoch, was ich hiemit ausdrücklich bemerke, niemals von den ganz uneigennützigen Franziskanern.

Ein deutscher Protestant und noch dazu bayerischer Landsmann, Herr S., hatte die Güte, mich als Pilger und Deutscher zu einer Familientafel einzuladen. Die geschäftige

Hausmutter, ebenfalls aus Bayern gebürtig, gab sich alle Mühe, mir eine deutsche Mahlzeit zu bereiten. Es waren recht gute, christliche, gemüthliche Landsleute, ein Ehepaar mit zahlreicher Nachkommenschaft. Der Hausvater steht im Solde der englischen Mission. Sehr theuer müssen diese protestantischen Missionäre und andere Missionsdiener und Bedienstete mit Weib und Kind, oft mit allen Annehmlichkeiten des europäischen Lebens, den protestantischen Missionsanstalten zu stehen kommen, während die katholischen Missionäre, ohne Weib, ohne Kind, ohne Familie, einfach und oft darbend, wie arme Capuziner, ohne Aufwand, ohne Comfort lebend, wenig kosten und vielleicht viel mehr ausrichten, als die gut besoldeten, beweibten, gemächlichen „Diener des reinen Wortes."

Ich fühlte mich in dieser deutschen Familie und an einem Tische mit vaterländisch zubereiteten Speisen sehr heimisch, und achtete meinen Gastwirth und Landsmann ungemein, — und dennoch konnte ich mit ihm keine engere und weitere Gemeinschaft pflegen, denn zwischen uns trat die trennende Kluft des Protestantismus, der Religionsverschiedenheit. Zwischen einem entschiedenen Katholiken und einem harten Stockprotestanten kann unmöglich wahre Freundschaft und Herzenseinigung bestehen; nur der Religionsindifferentismus gestattet eine erbärmliche Einigung im halben Unglauben und Nichtsglauben. Mein deutscher Landsmann war in seinem englischen Solddienste ganz zum englischen Staatsprotestanten und hochkirchlichen Missionsdiener geworden, bestritt die Aechtheit der heiligen Orte, viele Dogmata der Kirche mit dem ganzen geistigen Weisheitsstolz und mit der Hartnäckigkeit und Ungelehrigkeit eines starrsinnigen Protestanten, so daß ich gerne schwieg und bald diesen Herrn verließ. — Als dieser Herr im Gespräche auch die Franziskaner angriff und unter Anderm sagte: „Warum unterstützet ihr diese abergläubischen Mönche mit euren Geldsendungen aus Europa, damit

sie ihr Unwesen und ihr mechanisches, abergläubisches, pharisäisches Christenthum hier immer fortpflanzen können? rc." Da konnte ich nicht länger schweigen und entgegnete nur: Das meiste Almosen von Europa verwenden die uneigennützigen Franziskaner, welche für ihre Person oft darben, meistens fasten und das abgelegte Gelübde der klösterlichen Armuth in Wohnung, Kleidung, Speise rc. strenge beobachten, nicht für sich, sondern für die Verpflegung der vielen Pilger, für die armen und kranken zahlreichen arabischen Christen und deren Kinder, für die Schule, für die so viel Gutes stiftende Buchdruckerei, für die Unterstützung des Patriarchen und zur Entrichtung der Abgaben an die türkische Regierung rc — Da verstummte der Tadler und sagte: „Ist auch wahr."

Diesen intelligenten protestantischen Schriftgelehrten erscheint dennoch die katholische Kirche als eine religiöse Dummheitsanstalt zur Fortpflanzung und Verbreitung des römischen Aberglaubens, — und sie wollen erst jetzt mit ihrem protestantischen Lichte das finstere Jerusalem erleuchten und von hier aus, vom protestantischen Sion aus, (denn auf Sion steht die protestantische Kirche und Schule) soll ausgehen in die Welt die „Erkenntniß des Herrn." — Welch' ein Hochmuth, — und welcher stolze Aberglaube! Sind denn die katholischen Heiligen und Wunderthäter und Heidenbekehrer durch den römischen Aberglauben und Roms Finsterniß so erleuchtet, so tugendhaft, so gottbegeistert, so gottbegnadigt, so wirksam geworden? Ein schlechter Baum, eine abergläubische, dumme, mechanische Religion kann unmöglich so herrliche und göttliche Früchte hervorbringen. Ein vernünftiger Mensch sagt umgekehrt: die gute Frucht beweiset die Güte des Baumes, die Heiligen, ihre Thaten, ihr Leben, ihre Gnaden, diese nicht vergötterten aber vergöttlichten, Christo in Sinn und Wandel höchst ähnliche Menschen beurkunden handgreiflich die Göttlichkeit, die Heiligkeit, die Segenskraft,

die Heiligungsmacht der katholischen Kirche, natürlich, (wie sich von selbst versteht) in Gott, mit Gott, durch Gott, denn die Kirche ist mit dem stets wirkenden, in ihr fortlebenden Christus so unzertrennlich verbunden, wie der Leib mit der Seele, der Rebzweig mit dem Weinstock.

Ohne Religionsgleichheit ist wahre, vollendete Freundschaft nicht möglich, wenn auch Landsmannschaft, gleiche Nationalität, Ferne des theuren Vaterlandes, persönliche Achtung und Ehrenhaftigkeit des Charakters noch so sehr dazu einladet, dazu disponirt. Erst Religiosität und Religionsgleichheit bildet den Schluß des Ganzen, vereint vollständig die Herzen, — ohne sie besteht immer noch eine gewisse trennende Scheidewand. Die verfehlte und verkehrte Reformation hat auch uns zwei Deutsche und Christen in Jerusalem getrennt, denn was dem Eiuen ehrwürdig und heilsam erscheint, tadelt und verwirft der Andere als thörichten, schädlichen, Gott mißfälligen Aberglauben.

Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß eine gemischte Ehe durch die Religionsverschiedenheit eine höchst unvollkommene mangelhafte sey, denn zur christlichen Ehe gehört eine höhere, edlere Freundschaft, volle Herzenseinigung, welche aber nur bei großer Religiosität und Religionsgleichheit bestehen kann. Gemischte Ehen beruhen meistens auf Glaubenslauheit und religiösem Indifferentismus, auf vorwaltenden, irdischen, sinnlichen, politischen und finanziellen Rücksichten, wobei Religion als Nebensache, als etwas ziemlich Gleichgültiges betrachtet wird. Mit vollem Rechte ist daher die Kirche gegen gemischte Ehen.

Ich hätte gerne in meinem Verkehr mit meinem protestantischen Landsmann eine religiöse und kirchliche Annäherung, wo möglich Einigung bezweckt, angestrebt, allein es war rein unmöglich, da er sich zu keinem Nachgeben in seinen Glaubensansichten verstehen wollte.

Es gab eine Zeit und giebt noch Menschen, welche über

die zwischen Katholiken und Protestanten bestehende Kluft eine Vereinigungsbrücke schlagen wollen durch Unterhandlungen, durch Aufopfern gewisser Dinge, durch Nachgeben, durch Religionsindifferentismus ꝛc. Das ist oft ein gut gemeintes, aber vergebliches menschliches Bemühen, — denn zwischen Wahrheit und Irrthum ist eine Vereinigung nur dadurch möglich, daß der Irrthum sich aufgiebt, gleichsam gegen sich selbst protestirt, zur Wahrheit über die trennende Kluft herüberkommt, ihr sich unterwirft, sie anerkennt, in sie übergeht. Eine Vereinigung zwischen Katholicismus und Protestantismus kann nur dadurch möglich werden, daß der Protestantismus sich selbst aufgiebt, in seinem speziellen eigenthümlichen Wesen sich als irrig ansieht und der Kirche sich unterwirft. Der Protestant muß dem katholischen Dogma sich unterwerfen, dasselbe als wahr anerkennen und das demselben Widersprechende als irrig verwerfen. So nur ist eine wahre Union möglich. Lieber offene, ehrliche Trennung und ritterlicher Krieg, als falscher Scheinfriede, als Union im Unglauben und in Glaubenslauheit. Von diesen zwei Uebeln ist das erstere offenbar vorzuziehen.

Man sagt, die katholische Kirche und andere Confessionen, z. B. die griechische, lutherische, calvinische, englische ꝛc. sind ja alle Schwesterkirchen, sollen friedlich neben einander bestehen, und eine Rückkehr zur katholischen Kirche ist nicht nothwendig. Doch nein, es ist Ein Herr, Ein Gott, Ein Glaube, Ein Christus, Ein Christenthum, somit auch nur Eine wahre Kirche. Nur Eine Kirche, und nicht mehrere „Schwesterkirchen" hat Christus gegründet, sondern diese haben sich gegen den Willen Gottes selbst gemacht, sind also nur menschliche Machwerke, nicht die von Christus gestiftete wahre Kirche.

Wenn die eigensinnige, streitsüchtige, ungehorsame Tochter die Mutter verläßt, beleidigt, beschimpft, beraubt, — so kann eine Aussöhnung zwischen Mutter und Tochter nicht

dadurch zu Stande kommen, daß etwa die Tochter zur Mutter sagt: Wir wollen uns vereinigen, ich gehe dir halb entgegen und du mir, — ich will nicht über dich, aber dir gleich seyn, — ich will dich nicht als meine Mutter, aber als meine Schwester erkennen. — Die Mutter müßte offenbar entgegnen: Du thörichte Tochter, so sehr ich dich liebe, so sehr ich mich sehne, mich mit dir wieder zu vereinigen und dich als meine wieder gefundene Tochter an mein warmes liebendes Mutterherz zu drücken, — dennoch auf solche Weise kann ich mich unmöglich mit dir vereinigen, nie kann ich die Natur verläugnen, nie das aufopfern, was mir Gott gegeben hat, nie meine Mutterwürde, meine Mutterpflicht, mein Mutteramt preisgeben. Nie, gar nie kann die Mutter eine Schwester der eigenen Tochter werden, nie kann die Tochter gleichartig, gleichberechtigt der alten Mutter gegenüber stehen. Mutter bleibt Mutter und Tochter bleibt Tochter, eine gefundene oder eine verlorene, eine gute, gehorsame, dankbare, liebende, — oder eine böse, undankbare, schimpfende, lästernde, stolze, rebellische Tochter. Kind! du verlangst etwas thörichtes, unsinniges, unnatürliches." So müßte die Mutter zur Tochter sprechen. So kann auch die katholische Kirche zu den andern von ihr ausgegangenen und abgefallenen sogenannten Töchterkirchen sagen:

Sie kann sagen: Ich bin die alte, von Christus geschaffene Mutterkirche und ihr seyd von mir abgefallene Töchterkirchen, mir untergeordnet, und habet die Pflicht, eure Fehler einzusehen, zu verbessern ud demüthig zu der so gerne verzeihenden Mutter zurückzukehren, damit endlich Ein Hirt und Eine Heerde werde und Gottes Wille auch auf Erden geschehe. Wenn ihr aber gegen eure Pflicht, und gegen den Willen Christi, den ihr immer im Munde führet, und mit Worten preiset, in eurer Sonderung und eurem Ungehorsam vorsätzlich verharrt, euch vom Lügengeiste gegen eure Mutter immer aufhetzen lasset, in Irrthum, Stolz und Recht-

haberei fortwährend verharret, dann sündiget ihr schwer, beleidiget und betrübt Christum und den heiligen Geist und alle Apostel, obwohl ihr sie immer auf euren Lippen traget und sie als Verfechter eures Irrthums anführet. — O diese Trennung stammt vom Uebel, vermehrt das Uebel, und wird euch weder hier noch jenseits Segen und Heil bringen, aber der Hölle, der Schlange, dem Manne, der Unkraut streut, und allen Religions- und Christenfeinden große diabolische Freude gewähren.

O Töchter! kommt doch zur Besinnung, zerstückelt nicht das Gewand Christi, einiget euch im Christenthum! — dem Himmel zur Freude, Euch und Allen zum Heile! — Amen.

Mit diesem Wunsche, mit diesen Ansichten schied ich von meinem protestantischen Landsmann in Jerusalem, um ihn nicht wieder zu sehen, so lange er Stockprotestant bleibt und die alte katholische Kirche so grundfalsch, altprotestantisch auffaßt und mißkennt.

So eben fallen mir einige Gedanken bei, welche sich als Nachtrag und Ergänzung zum Vorigen fügen.

Der Rebell kann sich mit dem rechtmäßigen König nicht dadurch aussöhnen und vereinigen, daß er stolz, voll Selbstgefühl, barsch vor seinen Thron hintritt, und etwa spricht: „Ich will mich mit dir aussöhnen, ich will dich nicht vom Throne stoßen, dich mir nicht unterwerfen, ich will dich nicht beherrschen, nicht über dir, aber dir gleichstehen, — wir sind beide gleich, wir sind Brüder und Mitregenten. Ich heiße dich nicht vom Throne steigen, ich erlaube dir zu bleiben, wenn auch du mir erlaubst, als gleichberechtigter Mitregent und als Königsbruder auf den Herrscherthron mich neben dich zu setzen. — Dieses Benehmen wäre offenbar Tollheit und Frechheit, Verwegenheit und eine Mißgeburt gränzenlosen Hochmuthes, so recht passend für die anarchische Blüthezeit der Herrschaft der verwegensten Republikaner und Radicalen neuester Sorte.

Im Gefühle gerechter Entrüstung müßte ein kräftiger Fürst, der mehr als eine Figur, mehr als eine Puppe und als ein Schattenkönig wäre, der ein Gefühl seiner erhabenen gottverliehenen Würde im lebendigen Herzen noch trüge, er müßte zum rebellischen Unterthanen etwa also sprechen:

Thörichter Bösewicht! hast du denn den Verstand verloren? Kommst du etwa aus dem Tollhause? Deine Sprache, deine Forderung ist Unsinn, Unnatur, unausführbar, löset alle Bande der Gesellschaft, untergräbt die Grundlagen des Staates. — Entferne dich, schwatzender Thor, — besinne dich eines Bessern, werde vernünftig, flehe um Gnade, gedenke der vielen Wohlthaten, die ich dir erwiesen, und deiner ungerechten, aus Sünde und Hochmuth hervorgegangenen Rebellion, gedenke der Verführung, der Aufwiegelung von vielen Tausenden, die du in deine Plane, in deinen Umwälzungsstrudel hineingezogen hast, — gedenke der totalen Staatserschütterung, der allseitigen Trennung und Spaltung, die du in Familien und in der ganzen Gesellschaft hervorgebracht hast, — erkenne die Größe des Uebels, das du gestiftet hast, — und dann bereue dein Vergehen, flehe um Begnadigung, gelobe neue Unterthanentreue, und ich will dir vergeben, und dich als meinen Unterthan wieder ansehen. — Aber dir mehr zu verleihen, Mitregentschaft, Gleichheit, Bruderschaft, das wäre Unnatur, und ist nur das Verlangen eines Menschen, welchem der Stolz den Verstand geraubt hat, oder der durch Andere sich zum Tollhäusler hat „vergeistigen" und sich „verklären", richtiger „verdummen" lassen.

Die Anwendung dieses Bildes auf die Kirche, diese Königin der Religion, und auf die kirchlichen Rebellen und Sektirer giebt sich von selbst.

Nie kann die Gottheit zum Götzen sich herablassen, nie dem Götzen sich gleichstellen, nie dem falschen Götzenbild gleiche Rechte und gleiche Würde einräumen. Eifersüchtig und unnachgiebig bewahrt die Gottheit ihre Würde, ihre

Ehre und theilt sie nie mit einem Götzen. Ebenso wenig kann die wahre Kirche der falschen sich gleichstellen, dieselbe als gleichartige Schwesterkirche anerkennen.

Das ist die Intoleranz der Wahrheit und der Gottheit, welche nie dem Irrthum und den Götzen etwas zugestehen können, was nur ihnen gebührt, ohne sich selbst aufzugeben, ohne sich selbst zu vernichten. Diese Intoleranz begreift die intelligente Welt nicht, und dennoch ist sie höchste Tugend, höchste Weisheit, eine erhabene, begeisternde Idee, welche den ganzen Himmel füllt und vor der die Hölle vernichtet, ohnmächtig zittert, denn sie ist eine ewige, majestätische Realität, der sich nach einem ewigen göttlichen Weltgesetze Alles beugen muß. Der Katholik erfaßt, begreift diese göttliche Intoleranz, und wendet sie auf die Kirche an, eben weil sie die Eine, die wahre ist, der sich die andern Kirchen zu unterwerfen, nicht gleichzustellen haben.

Ich lebe hier im Orient, dem alten Mutterlande der Gleichnißreden und der Bildersprache, — ich halte es für zweckmäßig, ein anderes mir eben beifallendes Gleichniß anzuführen, welches gleichfalls die obige Wahrheit von dem Verhältniß der alten katholischen Kirche zu den später entstandenen Confessionen, Kirchen und Sekten dem gemeinen Mann, dem schlichten Leser dieser Pilgerreise, zu veranschaulichen geeignet sein dürfte.

Mit einem zuerst kleinen, dann groß gewordenen Baume hat der Herr selbst seine Kirche, die stets wachsende und sich ausbildende Heilsanstalt verglichen. An einem Baume sind vorzüglich drei wesentliche Bestandtheile zu unterscheiden, nämlich die Wurzel, der Stamm und der Ast. Der Ast, der Zweig lebt vom Stamme, von dem er seine Nahrung, seinen Lebenssaft empfängt, von welchem getrennt er sogleich verdorrt, mit welchem schlecht verbunden er erkranket, ein sieches, mattes, kraftloses Leben führt. Der Stamm steht mit dem Wurzelstock in Verbindung, der ihm der Erde vegetabilischen

Saft zuführt, ihn festhält gegen die Stürme niederschmetternder Gewalt. Christus ist der Wurzelstock, die katholische Kirche ist der Stamm, als Sprößling aus Christus emporgewachsen, stets von ihm fest und stehend gehalten gegen die Stürme aller Zeiten und aller verschiedenartigen Feinde auswärts und im eigenen Schooße, — auch von ihm mit dem himmlischen Lebenssafte göttlicher Wahrheit und Gnade reichlich getränkt und erfüllt. — Die Zweige, die Aeste sind die später enstandenen Kirchen, Confessionen und Sekten, welche von der Kirche ausgehen, durch sie, durch ihre Vermittlung, mit dem göttlichen Wurzelstock in einiger Verbindung stehen; denn der alten Stammkirche haben sie als katholisches Erbgut zu verdanken: die Bibel, viele Offenbarungswahrheiten ꝛc., namentlich den Glauben an die gottmenschliche Natur Christi, an Erbsünde, an Erlösung ꝛc.

An dem großen, durch alle Jahrhunderte hindurch fortlaufenden, von Christus und den Aposteln angezündeten Glaubenslichte der katholischen Kirche haben alle andern Confessionen ihr Lichtlein angezündet und rufen jetzt wie toll und trunken, mit großem Undank: „Wir sind Licht und Rom ist Finsterniß. Mit uns beginnt der Tag des reinen Evangeliums nach der langen römischen Nacht.“ — Was wären die Griechen, die Armenier, die Protestanten und alle andern sogenannten Kirchen ohne die katholische Kirche? Sie wären ohne Bibel, ohne historisches Christenthum, ohne historische Kenntniß von Jesus Christus, — also christenthumslos. Alle verdanken der katholischen Kirche die Bibel, die ersten Kirchenväter und die ersten allgemeinen Concilien ꝛc. — Das eigentliche gediegene Gold, die ächten Perlen, welche sie jetzt noch haben, sind demnach katholisches Erbgut, Gabe Christi, durch die Vermittlung der katholischen Kirche ihnen gereicht und gespendet. —

Je mehr ein Zweig vom Stamme sich trennt, seine Verbindung mit ihm krankhaft unterbrochen wird, desto matter

wird sein Leben, desto weniger fließt ihm Lebenssaft zu, desto leichter und schneller verdorrt er und stirbt endlich ab. Trennt er sich ganz vom Stamme, so ist Tod, Verdorrung sein unvermeidliches Loos. Die Hitze der Sonne verbrennt den Zweig bald. Je mehr eine Sekte von der katholischen Kirche sich entfernt, desto schneller verfällt sie der kirchlichen Anarchie, der Auflösung, dem Unglauben oder dem tollsten Aberglauben, und oft wahnsinniger Religionsschwärmerei. — Wenn nun ein Zweig, ein Ast sagen würde: ich verdanke dem Stamme nichts, ich gleiche ihm, ich bin, was er ist, ich stehe unmittelbar mit der Wurzel in Verbindung, empfange meinen Lebenssaft ohne Stamm unmittelbar von der Wurzel selbst, — so wäre diese Behauptung Thorheit und gänzliche Unwahrheit, streitend gegen alle natürliche Ordnung und gegen das Naturgesetz selbst. Und dennoch führen diese Sprache viele sogenannte Schwesterkirchen und Sekten, welche sich rühmen, unmittelbar mit Christus in Verbindung zu stehen, und der Vermittlung der katholischen Kirche nicht zu bedürfen, ihr nicht das Beste, was sie noch haben, verdanken zu müssen.

Der Stamm kann mit Wahrheit sagen: Was ich bin, bin ich durch die Wurzel, von ihr empfange ich stets Lebenskraft und Festigkeit, — und ihr Zweige und Aeste seyd mir untergeordnet, von mir abhängig, denn ich bin der Kanal, der euch den Lebenssaft der Wurzel zuführt, und euch schützt gegen die niederwerfenden Stürme der Welt. Ich bin ohne die Wurzel nichts, und ihr seyd ohne mich nichts als verdorrte Zweige, vom Winde umhergeschleudert, und bald als dürres Brennmaterial nur für den Ofen brauchbar.

Die katholische Kirche hat von Christus Daseyn, Dauer, Festigkeit, Unsterblichkeit und den göttlichen Lebenssaft der höheren Wahrheit und Gnade, — und daran participiren die anderen Confessionen mehr oder minder, je nachdem sie mehr oder minder katholische Elemente beibehalten, oder wieder aufgesucht und angenommen haben, nachdem der stolze

Reformationsrausch etwas ausgeschlafen und man etwas mehr verständig und besonnen geworden war.

Wenn aber der Zweig sagt: ich bin, was der Stamm ist, ich brauche keinen Stamm, nur eine Wurzel, mit welcher ich mich selbst unmittelbar in Verbindung setze; — noch mehr, wenn der Zweig den Stamm lästern und ihm die Kanalzufuhr des Wurzelsaftes absprechen würde, so wäre das Unsinn, Unwahrheit, gänzliche Mißkennung und Verläugnung der natürlichen Organisation, der nun einmal vom Schöpfer gegebenen Naturgesetze. Und aller dieser Sünden machen sich die undankbaren, stolzen Parteimänner, die kirchlichen Gegner schuldig, welche die katholische Kirche lästern, statt ihr zu danken, sie abgöttisch, dumm, geistlos, abergläubisch, pharisäisch, antichristlich, eine neutestamentliche christenverfolgende Synagoge, die babylonische Hure &c. nennen. Herr verzeihe ihnen, diesen sonderbaren Bibelchristen, welche so deine katholische Heilsanstalt lästern und die Schrift verdrehen, und wie bissige Hunde dein Werk stets anbellen, besudeln, zerbeißen und zerfleischen, wie von einer Art geistiger Wuth besessen.

Noch ein anderes Bild des Orients veranschaulicht diese Wahrheit von dem Verhältniß der katholischen Kirche zu den anderen Confessionen, und der von ihr abgefallenen sogenannten Schwesterkirchen älterer und neuester Zeit.

Da es in Aegypten fast nie regnet, so wäre das schöne Nilthal ohne den großen Nilfluß ebenso eine ausgebrannte öde Wüste, wie seine nächste Umgebung, wohin das befruchtende Nilwasser nicht hinkommen kann. Von dem großen Flußbette des Nilstromes werden jedoch unzählige Kanäle abgeleitet, welche einiges Wasser den entfernten Gegenden zuführen und dieselben vor Verdürrung schützen. Wem haben diese Aecker und Wiesen, diese schönen Gärten und blühenden Ortschaften Aegyptens ihren Wohlstand, ihre Bewässerung, ihre Fruchtbarkeit zu verdanken? — Offenbar dem Nilfluß und

den Abzugskanälen, welche ihnen das befruchtende Nilwasser zuführen. Werden diese Verbindungskanäle der entfernten Gegenden mit dem Nilfluß abgebrochen, verschüttet oder verstopft, dann hört alle Bewässerung und hiemit alles vegetative und thierische Lebenauf, und Pflanzen, Thiere und Menschen müssen verschmachten und verhungern, — das Land muß zur ausgedorrten Sandwüste werden, bedeckt mit den Leichen von verschmachteten Thieren und Menschen. — Diese Naturwahrheit Aegyptens läßt sich leicht auf Christus, die katholische Kirche und die von ihr getrennte Menschheit anwenden. Die ganze Menschheit ist eine geistige Wüste, — ohne Leben, ohne Liebe, ohne Tugend, ohne Friede, ohne Seligkeit, — verbrannt, versengt, verdorrt, voll Sünde, Elend und Irrthum. — Und diese geistige Wüste hat Christus, als der göttliche Nilstrom, in ein herrliches Land verwandelt. Christus und Christenthum ist der Menschheit, was der Nilfluß dem Lande Aegypten. Der große Canal, das breite Flußbett, welches dem Lande von oben her die Nilgewässer zuführt, das Bett, das der himmlische Nil sich selbst gegraben hat, ist die katholische Kirche, die große Heilsanstalt voll Gnade und Wahrheit, Leben und Segen allenthalben verbreitend, wohin ihr christliches Gewässer befruchtend dringt. Die anderen Confessionen und Kirchen haben sich Abzugskanäle gegraben, welche ihren fern stehenden Ortschaften einiges Wasser zuführen. Also vom Nil durch dessen Flußbett, von Christus durch die katholische Kirche empfangen sie das höhere Lebenswasser, nämlich Bibel, Wahrheit und Gnade, Erkenntniß Jesu Christi und seiner Lehre. — Ohne die Kirche, ohne die ihnen von der Kirche zugeführten Gnadengewässer, müßten sie zur geistigen Wüste der Unwissenheit, des Aberglaubens und des neuen Heidenthums sich bald verwandelt sehen, gleichwie heut zu Tag noch jeder Quadratschuh Landes in Aegypten zur Wüste wird, der nicht durch Nilwasser direkt oder indirekt, natürlich oder künstlich bewässert wird. Manche Confessionen und sogenannte Kirchen

haben nicht die unmittelbare, die normale, die reichliche Nilbewässerung der Stromfluth selbst, — sondern nur mehr eine künstliche, ärmliche Bewässerung in kleinen Seitenkanälen, welche leicht verschlammen, wenig Wasser fassen, und leicht versiegen, zumal wenn der Nil nicht hoch steigt. Jene Ortschaften, welche am Gestade des Niles wohnen, unmittelbar mit seinen Segensfluthen reichlich überschwemmt werden, sind offenbar besser daran, und handeln klüger als jene, welche aus Unverstand sich weit vom Nilstrom entfernt und an dem Rande der Wüste angesiedelt haben. Wie leicht können ihre Verbindungskanäle mit dem Nil abgeschnitten, verschüttet, abgegraben, und sie so eine Beute der immer mehr vordringenden Wüste werden! — Außerhalb der katholischen Kirche nimmt das Antichristenthum, die Verläugnung des göttlichen Charakters der Schrift und der christlichen Religion, der gelehrte Unglaube und leere, gleißnerische, scheinheilige Vernunftreligion und Vernunftabgötterei ꝛc. immer mehr zu, — aus den leicht begreiflichen Gründen der Trennung von der katholischen Kirche, und in Folge der protestantischen vollen Ungebundenheit und Selbstweisheit, welche zuerst keiner katholischen Kirche und bald auch keines Christus, keines Gottmenschen mehr bedarf. Die Wüste des Unglaubens dringt immer mehr vor, und verschlingt viele, je ferner sie vom Nile stehen, der allein fähig ist, der Wüste Meister zu werden und ihren Sand in Fruchtgefilde umzuschaffen. Welche Thorheit ist es also, die katholische Kirche zu lästern, mit Undank und Spott und Verläumdung ihr, dieser Segensmutter, zu vergelten, wie rohe, brutale Stiefsöhne bisweilen den Eltern zu thun pflegen, welche sie bilden, sie in Zucht und Ordnung halten, und somit wahrhaft gut und glücklich machen wollen.

Dieses kommt mir eben so thöricht vor, als wie wenn ein Beduine der Wüste in der Nähe des Niles etwa albern daherschwatzen würde: — Der Nil ist das Verderben Aegyptens, — er ist eine stinkende Pfütze, — sein Wasser ist unrein,

vergiftet und schädlich. — Fliehet weit vom Nil, siedelt euch in der Wüste an, grabet euch selbst Brunnen, — wir brauchen keinen Nil, — wir sind lieber freie Beduinen, Wüstensöhne, Räuber und Freibeuter, — als gehorsame, der Obrigkeit unterworfene Thalbewohner und an den Nilsgestaden Ackerbau treibende Bauern. — Die Freiheit der Wüste und herrliches Beduinenleben und schrankenloses Umherschweifen in der weiten Wildniß, gelegenheitliche Plünderung der Thalbewohner, tapferes Schimpfen über das Nilthal, seine stabilen Bewohner und deren Gehorsam, — das ist unser Paradies und unser großes Glück.

Doch der Araber, der das Nilthal und seinen Segen einmal verkostet und liebgewonnen hat, — verlacht das lockende, reizende Geschwätz des Beduinenredners, und sagt etwa: Ich beneide dich nicht um deinen sonderbaren Barbaren-Geschmack, nicht um dein Schlangenparadies in der Wüste, nicht um deine zügellose Freiheit, deren sich alle Wilden und Rebellen, selbst die Teufel in der Hölle rühmen, — ein gesittetes Leben, Zucht und Ordnung ist mir eine göttliche Knechtschaft, eine selige Unfreiheit, eine glückliche Gebundenheit von der Wahrheit, also ein normales Verhältniß, das im ganzen Reiche Gottes, diesseits und jenseits, selbst im Himmel waltet, und selbst den sündenfreien Engel fesselt, nur nicht den höllisch freien Lucifer und seinen Anhang.

Gibt denn die Kirche in gar nichts nach, — ist sie denn so fest wie eine Felsenburg, und spröde wie ein Glas, das sich eher zerbrechen, als beugen läßt? Ja in der Hauptsache, im Dogma, in der Bewahrung der göttlichen Offenbarungslehre und der christlichen Gnadenmittel ist sie strenge, unveränderlich, nicht wie ein schwankendes Schilfrohr, aber in Nebensachen, in der Disciplin ꝛc. ist sie nachgiebig, und fügt sich mit himmlischer Klugheit, weich wie Wachs, den Zeitverhältnissen und den Umständen, und berücksichtiget alle billigen Wünsche ihrer nach Nationalität und Bildung oft so ver-

schiedenartigen Kinder. Viele Morgenländer, Griechen, Armenier, Kopten, Maroniten 2c. erkannten die Unrechtmäßigkeit und Schädlichkeit ihrer ehemaligen Trennung von der alten katholischen Mutterkirche, und kehrten glaubensfroh zur römisch-katholischen Kirche wieder zurück, bekannten deren Dogma, nahmen das letzte allgemeine Concil von Trient an, erkannten den heiligen Vater in Rom als gemeinsames Oberhaupt der großen Gesammtkirche, und nun nach vollzogener Einigung in der Hauptsache, bewilligte Rom mit Klugheit und Weisheit in Nebensachen diesen mit der katholischen Kirche unirten (vereinigten) Griechen, Armeniern, Kopten und Maroniten 2c. eine andere Cultusform beim Gottesdienste, ihre alte eigene Landessprache, und ihre alten Gebräuche und viele andere Dinge. Auch das gibt der Katholik den Tadlern recht gerne zu, daß es auch, nach des Herrn Worten und Voraussagung, Unkraut im Acker Gottes, Sünden und Mißbräuche gebe, daß die Kirche nach ihrer äußerlichen Seite aus Menschen, und nicht aus Engeln und lauter Heiligen bestehe, und also im Laufe der Jahrhunderte viel gefehlt und gesündigt worden sey, — aber die Kirche hat nach ihrer göttlichen Seite, als Heilsanstalt, als eine göttliche Institution nie gefehlt, nie in Glaubenssachen geirrt, hat nie Wahrheit entstellt, Irrthum statt Wahrheit gelehrt, — nie die Privatansichten der Menschen zum Dogma erhoben, — hat nie aufgehört, die rechte Lehre und die ächten Gnadenmittel der Menschheit zu spenden, und von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern.

Hier möchte ich die Worte des großen deutschen Theologen Möhler anführen, den ich selbst in Italien und in Rom von italienischen Theologen „den großen Möhler" nennen hörte, und welcher in seiner berühmten Symbolik bei der Abhandlung der Darstellung der Betrachtungsweise der Katholiken von der Kirche also spricht:

Unstreitig ließen es auch oft genug Priester, Bischöfe

und Päpste, gewissenlos und unverantwortlich, selbst dort fehlen, wo es nur von ihnen abhing, ein schöneres Leben zu begründen; oder sie löschten gar noch den glimmenden Docht durch ärgerliches Streben und Leben aus, welchen sie anfachen sollten: die Hölle hat sie verschlungen. Geständnisse dieser Art müssen die Katholiken nicht scheuen, und nie haben sie sie gescheut; auch wäre es ganz vergeblich, sich denselben zu entziehen, da die Protestanten einen völlig unwiderleglichen Beweis von vielfacher Vernachläßigung des Volkes im fünfzehnten Jahrhundert in sich selbst haben: nie hätte eine Lehre, wie die ihrige, entstehen, und noch weniger sich so weit verbreiten können, wenn die einzelnen Lehrer und Priester ihrem Berufe genügt hätten. Wahrlich nicht gering mußte die Unwissenheit gewesen seyn, welche ein Glaubenssystem, wie das der Reformatoren, annehmlich finden konnte: die Größe des Elendes also, welches damals die Kirche niederhielt, können die Protestanten kühn an der Größe der Verwirrung messen lehren, in welche sie selbst eingegangen sind. Dies ist auch die Stelle, auf welcher sich einst Katholiken und Protestanten in großen Massen begegnen, und die Hände sich reichen werden. Beide müssen schuldbewußt ausrufen: wir Alle haben gefehlt, nur die Kirche ist's, die nicht fehlen kann; wir Alle haben gesündigt, nur sie ist unbefleckt auf Erden. An dies offene Bekenntniß der gemeinsamen Schuld wird das Versöhnungsfest sich anschließen. Inzwischen bleibt uns die Empfindung des unaussprechlichen Schmerzens der Wunde, die geschlagen wurde, eine Empfindung, die nur durch das Bewußtseyn gemildert werden kann, daß die Wunde zugleich eine Fontenelle geworden ist, durch welche alle Unreinigkeiten abfließen, welche durch Menschen in den Umfang der Besitzungen der Kirche gebracht wurden. Denn sie selbst ist immer rein und ewig unbefleckt.

So spricht der große Möhler, dieser begeisterte Katholik, der auch in dieser Darstellung das Göttliche vom Mensch-

lichen so weise geschieden hat, was die Gegner der Kirche, zumal die Protestanten, absichtlich unterlassen, um der katholischen Kirche eine Angriffsseite abzugewinnen, und um mit einigem Schein von Wahrheit sie tadeln und herabsetzen zu können. Da wird das unwürdige Thun und Treiben einzelner Katholiken, mit Uebergehung der Großthaten anderer katholischen Individuen, in großer Schrift hervorgehoben. Da muß auch die spanische Inquisition, die Pariser Bluthochzeit, die Zerstörung Magdeburgs und hundert andere Dinge, Sünden und Calamitäten, müssen aus dem Grabe der Vergangenheit stets neu belebt auferstehen, und als Schreckensbilder, als Kinder Roms, als Greuelthaten der katholischen Kirche, auf dem Welttheater Parade machen, um ja den Haß und den Abscheu gegen Rom und die katholische Kirche nicht erlöschen zu lassen, und um die je lebende Generation stets in gehöriger Ferne von diesem „Babylon", diesem leibhaftigen Sitze des Antichristen zu erhalten und die Rückkehr „zur römischen Papisten-Sekte" zu verhindern. Doch nur simple Schwachköpfe, große Kinder und gedankenlose Nachbeter lassen sich noch länger am Gängelbande protestantischer Geschichtsverfälschung und Bibelverdrehung in einem künstlichen Nebel herumführen. Die Macht der Lüge wird immer mehr gebrochen; — die Wahrheit wird immer mehr erkannt, wie die Rückkehr englischer und deutscher protestantischer Gelehrten und Geschichtsforscher zur katholischen Kirche faktisch beweiset, sowie ebenfalls das Aufgeben mancher altprotestantischen Ansichten und eine bessere, vernünftigere Beurtheilung und theilweise Anerkennung der alten Mutterkirche, der sie so viel des Guten verdanken zu müssen gleichsam gezwungen sind, trotz aller Ausflüchte und Einwendungen, trotz des heftigen Widerstrebens des antirömischen Willens, der mit der Muttermilch, wie ein zweiter Hannibal, eine feindselige Gesinnung und eine Masse von Vorurtheilen gegen Rom und gegen die katholische Kirche gleichsam eingesogen hat, und darin von dem neuen

Hamilkar der Schule und der Erziehung bestärkt wurde. — Sprach ja Vater Luther in seinen letzten Zeiten noch, wie ein antirömischer racheschnaubender Saulus, zu den Seinigen: „Gott gebe euch Haß gegen das Papstthum!" Haß gegen Rom wurde dem abgefallenen, beweibten Mönche zur fixen fanatischen Idee und zur wilden, verzehrenden Leidenschaft, — und das sollte Jesu Geist und evangelischer Eifer seyn?! —

Doch wozu so viel über Religion und Kirchenthum in einem Briefe? — Eben deßhalb, weil diese Briefe religiöse Pilgerbriefe und nicht sentimentale, weichliche, süße, christenthumsleere Weltbriefe sind. Jerusalem ist die Stadt der Religion, sie gibt von dieser Sache zu reden Anlaß genug. Jerusalem ist der Sitz der verschiedensten christlichen Confessionen und Kirchen, welche alle von der alten katholischen Kirche ausgegangen sind, und dennoch derselben mehr oder minder feindselig entgegenstehen, namentlich der neugebackene, englisch-preußische Protestantismus in allerneuester, verbesserter Staatsauflage, welcher sich rühmt, die wahre, „schriftgemäße Kirche" und das ächte, evangelische Christenthum in altapostolischer Form zu repräsentiren, und allen Getauften und Ungetauften, den Juden, Mohamedanern und den verkommenen Christen aller Confessionen, in einem lebendigen Bilde vorzuhalten, was denn eigentlich Christenthum und ächter apostolischer Gottesdienst sey. Das Alles gibt einem katholischen Pilger natürlich vielfach Anlaß, ja nöthiget ihn, über solche Dinge in seinen Briefen zu sprechen. Und da ich kein kalter Phlegmatiker, kein Scheinkatholik, kein weltkluger Neutraler, sondern von einer feurigen Petrusnatur und ein entschiedener Katholik bin, so muß ich auch mit Entschiedenheit und Feuer über eine wichtige Sache sprechen und schreiben.

Die Protestanten stiften viel Unheil, bringen viel Verwirrung, Zweifel und Glaubensspaltung auch nach Jerusalem. Auch hier haben sie einen Buchhändler und Tractätlein-Verkauf. Auch ich wurde gefragt: Ob ich denn nicht von der

verkommenen, entarteten, schriftwidrigen, pharisäischen, römischen Sektenkirche zur reinen, geistvollen, schriftgemäßen, evangelischen Kirche übertreten wolle? — Man denke sich in meine Lage, und man wird meine gerechte Entrüstung und meine feurige Sprache in diesen Pilgerbriefen besser begreifen.

Da ich in Jerusalem öfter dem deutschen Gottesdienste in der protestantischen Kirche beiwohnte, natürlich als theologischer Beobachter, der aus eigener Anschauung jede Cultusform und jede Confession kennen lernen möchte, — glaubten Einige, daß ich für ihre sogenannte evangelische Kirche eine besondere Vorliebe habe. Das war ein tüchtiger protestantischer Trug- und Fehl-Schluß. Ich besuchte auch die Synagoge und die türkische Moschee, ohne deßhalb zum Judenthum oder Mohamedanismus übertreten zu wollen, oder mit Juden und Türken zu sympathisiren, so wenig als mit Griechen, Armeniern und Kopten, deren schismatische Kirchen und Gottesdienste ich ebenfalls öfter besuchte. Je mehr der Katholik sieht und hört, desto lieber hat er seine Kirche, desto eifriger verehrt er sie, denn das Gute, das er auswärts findet, hat er zuerst im eigenen Hause. Hingegen das diesen Sekten und abgefallenen Kirchen Eigenthümliche und Selbstfabrizirte ist der Art, daß ein Katholik unmöglich nach seinem Besitze gelüsten kann, und froh ist, einer Kirche anzugehören, welche diese Staatswirthschaft, diese Cäsareopapie, diesen Wirrwarr von wechselnden Glaubenssystemen, diese falsche Freiheit und Gleichheit, oder diese verknöcherte Formalität, ohne Leben und Wissenschaft, dieses Unwesen von Simonie und erstorbenem Patriarchenthum ohne Papstthum, mit Sultansdespotie ꝛc. — nicht hat, nicht haben kann und haben darf, als unverträglich mit ihrem innersten Wesen und ihrem stets lebendigen Geiste, welcher solche unheilvolle Krankheitsstoffe stets aus dem Körper der Kirche ausscheidet, so oft sie innerlich sich erzeugen, oder von außen nach innen eindringen wollen.

Man machte mir, wie gesagt, den Antrag, ich sollte von

der schriftwidrigen, bibelfeindlichen, römischen, pharisäischen Kirche zum lichtvollen, biblischen, schriftgemäßen Protestantismus übertreten. Welch' eine lächerliche Zumuthung! Ich möchte darauf erwiedern:

Ihr herrlichsten Rathgeber! haltet ihr mich für so dumm für so unwissend oder schlecht, daß ich die alte Kirch e verlassen und zu einer neuen sogenannten Kirche schnell hinüberlaufen sollte? — Nur Unwissenheit, Unkenntniß der ganzen Sachlage, Unbekanntschaft mit dem Ursprung, dem Wesen und der Geschichte des Protestantismus, — oder Schlechtigkeit, eine niedrige Leidenschaft, Freiheitsgelüste, — Furcht vor katholischer Sittenstrenge und Sehnen nach praktischer Nachahmung von Luthers Beispiel und seinem freien Leben, — nur das könnte allenfalls mich zu solch einem Uebertritte verleiten, vor dem der Verstand und das bessere Herz zurückbeben. — Und was finde ich denn bei euch? — Habt ihr etwa einen andern Christus, einen andern heiligen Geist, andere, bessere Gnaden, einen höhern Himmel, ein edleres Christenthum? Sind vielleicht alle diese Dinge doppelt vorhanden, aus Blei und aus Silber, so daß ihr dieselben in ächtem, reinem, unverfälschtem Silber, und wir Katholiken nur in plumpem Blei sie besitzen? Wird mich euer Protestantismus edler, seliger, christlicher, glücklicher machen können, als das katholische Christenthum?

Ich wünschte, daß diese Pilgerbriefe auch jene Halbkatholiken in der Diöcese Augsburg lesen möchten, welche so sehr zum Protestantismus und Irvingianismus hinneigen, und dort mehr Heiligkeiten und Seligkeiten, mehr Gnaden und Herrlichkeiten zu finden hoffen, als sie in der „römischen Parteikirche" vergebens gesucht haben, wie ein Stockblinder, der freilich die Sonne am hellen Tag auch nicht sieht, eben weil er mit Blindheit geschlagen und seine Sehkraft erlahmt ist.

Ich will also in meinem Monolog weiter fortfahren, wie folgt:

Ihr lieben protestantischen Freunde und Rathgeber, die ihr mich aus meinem „finstern Babylon“ und aus meiner „Formelkirche“ zu eurer „Geisteskirche auf Sion“, zum Protestantismus hinüberziehen wollt, — saget mir doch, — der Protestantismus ist bekanntlich ein unendlich weites Glaubensfeld, wo jeder sein eigenes Bibelkirchlein hinbauen kann, oder in einer von den schon erbauten Musterkirchen, Staatskirchen, Volkskirchen, Philosophenkirchen, Sektenkirchen ꝛc. Platz nehmen kann, — also saget mir, in welche von diesen vielen Kirchen soll ich denn hinein laufen? — welches ist die beste, die altapostolische, die von Christus selbst gestiftete, also die ächte? Denn da ihrer so viele sind, und sie in wesentlichen Dingen von einander abweichen, einander oft selbst verketzern, da sie nach Baustyl, nach Baumeister, nach Ursprung und Zeit, nach Inhalt und Form so gar verschieden sind, thut mir die Auswahl wehe und ich kann unmöglich die ächte, die apostolische Kirche aus dieser Masse herausfinden, — denn alle Thürhüter laden mich ein und schreien mir proselytenmacherig zu: Papist! armer Römling! hieher komm! hier ist die wahre, die apostolische Kirche, — hier ist der reine Christus, das lautere Bibelwort, der altapostolische schriftgemäße Gottesdienst.

Da wird's mir bei dieser Herz und Ohr erschütternden Marktschreierei und Anpreisung der verschiedenen evangelischen Apostelkirchen so unheimlich, daß ich schon beim ersten Einlauf in dieses wunderliche Kirchengebiet lieber wieder aus diesem Bibelelysium zum alten Rom zurücklaufen, lieber in „römischem Aberglauben“ sterben möchte, als von protestantischem Unglauben und Vielkirchenthum erwürgt, und um den gesunden, christlichen Verstand gebracht zu werden.

Also was soll ich werden, welcher protestantischen Partei als der wahren, apostolischen Christuskirche soll ich mich anschließen? Soll ich Luther oder Calvin als meinen unfehlbaren Papst verehren, — soll ich ihre Glaubensansichten als

volle Wahrheit, als göttliches Dogma ansehen und verehren? Soll ich deren Stellvertreter, die Fürsten der protestantischen Landeskirchen, als meine kirchlichen Oberhäupter, als meinen Papst verehren, denn ohne Oberhanpt, ohne Primat, ohne eine Art von Papstthum kann nun einmal keine Kirche, selbst keine Landeskirche, keine Staatskirche bestehen. Oder soll ich zur englischen Hochkirche übertreten und Königin Viktoria als meine Päpstin anerkennen? — Ist das biblisch, schriftgemäß, apostolisch, paulinisch? — Nein, das ist zum Davonlaufen. Tausendmal lieber küsse ich dem Papste in Rom den Fuß, oder vielmehr das Kreuzzeichen auf seinen Schuhen, als daß ich eine Päpstin Viktoria anerkenne. Was soll ich werden? frage ich weiter: ein Alt- oder Neulutheraner, ein Pietist oder Rationalist, ein Christusleugner und Vernunftanbeter? — ein Bibelkreuziger, Bibelkritiker und Bibelschänder, oder ein biblischer Buchstabenmensch nach altem Schlage? — Wessen Bibelauslegung soll ich als die wahre anerkennen, die von Luther, oder von Calvin, oder von Schwedenborg, oder von hundert andern stets von einander abweichenden Schriftgelehrten? — Soll ich werden ein Wiedertäufer, ein Herrnhuter, ein Schwedenborgianer, ein Schwenkfeldianer, ein Mucker, ein Mormone, ein Methodist, ein Inspirirter, ein Unitarier, ein Socinianer, ein Irvingianer, ein Presbyterianer, ein Puritaner, ein Episkopale, ein alter bitterer, intoleranter Calvinist, oder ein milderer Arminianer, ein Straußianer, ein Feuerbachianer oder ein ganzer, die Offenbarung verwerfender, Lichtmensch und Lichtfreund, als Krone und strahlende Sonne im weiten protestantischen Lichtreiche? — Doch meine Rathgeber wissen selbst nicht, wohin sie mich weisen sollen, und hiemit lebet wohl, ihr modernen Baumeister des protestantischen Weisheitstempels, des gigantischen, zum Himmel steigenden babylonischen Thurmes der allgemeinen Verwirrung, — ihr Sucher und Erfinder der allerneuesten Wahrheitskirche und Zukunfts-

kirche, — lebet wohl! Wir wünschen euch zu eurem reichen Vorrath und eurer Auswahl von verschiedenen Musterkirchen und Kirchleins tausendfaches Glück; — doch wir haben schon, was ihr vergeblich suchet, wir haben eine feste, solide, einige, von Christus gegründete, von den Aposteln abstammende, vom Staate nicht geknechtete, freie, allgemeine, über den ganzen Erdkreis sich erstreckende Universalkirche, keine kleinliche, von weltlichen Herrschern kommandirte, bevormundete, unfreie Landeskirche, keine schwärmerische Pöbelkirche, keine tolle, fanatische Sektenkapelle, — wir haben eine große, hochragende, weitumherblickende Felsenkirche, von Christus selbst gegründet, von den Aposteln abstammend, von rechtmäßigen Bischöfen und Päpsten aus göttlichem Auftrage und mit göttlicher Vollmacht regiert und geleitet, nicht von unberufenen und unbefugten Aufdringlingen kommandirt. Wir Katholiken sind nicht so dumm, als man glaubt, daß wir das Seyn für den Schein, die wahre Kirche für eine falsche austauschen möchten. Also gehet, und lasset mich in Ruhe, und versucht, wenn ihr wollet, euren Bekehrungseifer bei Blinden und Freiheitslustigen. Ich kenne meine Kirche und euren eigentlichen kirchenlosen Protestantismus besser, als ihr vermuthet habet.

Bei unwissenden und verkommenen Halbkatholiken mögen eure Traktätlein, euere Zusprüche und Geldunterstützungen eine bessere Wirkung haben und der Erfolg der Bethörung größer seyn. Doch diese Gattung von Katholiken gönnen wir euch gerne, — sie sind meistens ein Unkraut in der Kirche, — schlimme Kinder einer tief betrübten Mutter; gleichwie die Edleren bei euch zu uns herüberkommen, oder wenigstens die katholische Kirche nach Maßgabe ihrer bessern Erkenntniß und ihres guten Herzens und ihres Fortschrittes in gründlicher Wissenschaft und im Geschichtsstudium immer mehr achten. — Hiemit Gott empfohlen, armer Protestirgeist! werde besser, als dein Urvater und dein neuer Papa es war; — kehre zu-

rück zu jener Kirche, von der du ausgegangen bist, sonst gräbst du dein eigenes Grab, und verzehrest dein eigenes Eingeweide, und verleugnest und verschlingest, wie ein zweiter Saturnus deine eigenen Kinder, welche die Consequenz deiner Grundsätze dir geboren hat, als Protestanten gegen deinen eigenen Protestantismus.

Achtunddreißigster Brief.

Arimathea oder Ramle, den 17. Jänner 1857.

Inhalt: Leichter Abschied von Jerusalem. — Die St. Anna-Kirche. — Frankreichs Protektorat. — Abreise von Jerusalem. — Auf dem Wege ein Araberschwarm. — Hitze und Ermattung. — Ankunft in Ramle.

Auch für diese zweite Pilgerfahrt hat endlich die Stunde des Scheidens von der heiligen Stadt geschlagen. Diese Trennungsstunde kommt mir zum Theil willkommen, denn mein Zweck ist erreicht, ich habe auch des Bittern ziemlich viel in Judäa verkostet, habe so viel Menschliches und so viele Mißverhältnisse unter den Christen mitansehen müssen, daß ich ein Land gerne verlasse, welches sich in einem so zerrütteten, herabgekommenen Zustande befindet. Auch der Anblick von diesem verödeten, entvölkerten, entwaldeten, hart gestraften Judäa, die herrschende Unsicherheit, die Schlechtigkeit und Gefährlichkeit der Wege, die Rohheit, die Halbwildheit, der Geiz, der Aberglaube, der Fanatismus dieses arabischen mohamedanischen Volkes, mit dem der Reisende es so oft zu thun hat, — die Erbärmlichkeit der kraftlosen, türkischen Regierung, der so oft erfahrene große Abstand zwischen dem gesitteten, cultivirten, sichern Abendlande, und dem ungegentheiligen Morgenlande — ferner die herrschende Unreinlichkeit, — die Zurücksetzung der Deutschen, der Kampf der Religionen, der verschiedenen Confessionen und Natio-

nalitäten in Jerusalem ꝛc., — das Alles machte mir das Scheiden von Judäa und Jerusalem so leicht, und steigerte das Verlangen nach Aegypten mit seinen so reizenden Eigenthümlichkeiten, mit seinem herrlichen Winterklima, mit seiner bessern Ordnung und Cultur, seinen ehrwürdigen Alterthümern und mit seinen Pyramiden, diesen mit Recht angestaunten Weltwundern.

Auch Rom steht anziehend im Hintergrunde, Rom, diese allseitige Stadt, interessant für jeden Menschen, für den Religiösen, für den Künstler, für den Naturfreund, für den Archäologen, für den gesellschaftlichen und Unterhaltung suchenden Weltmann, während Jerusalem immer eine einseitige, ernste, düstere Religionsstadt bleibt, das gefallene, gestrafte, trauernde, von den Heiden zertretene Jerusalem, für welches sich die Klagelieder des Propheten Jeremias auch jetzt noch am besten schicken.

Meine Gesundheit ist wieder so hergestellt, daß mir der Arzt die Abreise erlaubt hat. Gestern und Vorgestern machte ich meine Abschiedsvisiten bei Juden und Christen, bei den heiligen Orten und Jerusalems Denkwürdigkeiten, von welchen ich minder leicht, als von den Menschen scheide. Nochmal bestieg ich den lieblichen Oelberg, und wandelte noch einmal auf jenem von dem Oelberg nach Norden sich hinziehenden Bergesrücken, auf welchem das Auge die entzückende Aussicht nach Ost- und Westjudäa genießt, hinab zur Jordansebene und zum todten Meer, und rückwärts auf die heilige Stadt und ihre Umgebung. Beim Herabsteigen vom Oelberge bezauberte und entzückte mich nochmals in herrlicher Abendbeleuchtung die romantische Lage Jerusalems und seiner so wichtigen Lokalitäten.

Nochmals las ich in den letzten Tagen die heilige Messe im Garten Gethsemane, am Orte der Geißlung, im heiligen Grabe und auf Golgatha, meinem Lieblingsorte, der sich zur Darbringung des neutestamentlichen Opfers der heiligen

Messe am meisten eignet, mich jedesmal neu ergreift, den Reiz und den Eindruck der Neuheit wenigstens für mich am längsten, ja bis zur letzten Stunde bewahret hat, so wie die Angstgrotte bei Gethsemane. Das heilige Opfer an solchen Leidensstationen des Herrn darzubringen, ist allerdings ein pilgerlicher und priesterlicher, ein christlicher, erhebender, veredelnder, heiligender und ascetischer Hochgenuß, welcher reichliche Rosen unter die vielen Dörner einer so weiten und beschwerlichen Pilgerreise wirft, und die liebliche Freudensonne des versöhnten, geöffneten Himmels nach den schwarzen Donnerwolken der Stürme des Lebens und Fehlens dem betenden Pilger zeigt.

Die St. Anna-Kirche, an der Stelle erbaut, wo das Haus der Mutter der heiligen Jungfrau gestanden haben soll, — vom Sultan seinem mächtigen Allirten, dem Kaiser der Franzosen als Protektor des heiligen Landes geschenkt, befindet sich noch beinahe in demselben Zustande, wie ich sie vor sechs Jahren getroffen habe, nur vor der Umfangsmauer sitzt bei der hölzernen Eingangsthüre ein bettelnder Araber mit Schlüssel und Kerzen, um für Bakschis zu öffnen.

Diese geräumige Kirche von fester, mittelalterlicher Bauart würde sich zu einer katholischen Pfarrkirche trefflich eignen, wenn sie nicht so ferne vom Christenviertel und so ganz im mohamedanischen Stadttheil liegen würde. Bis jetzt ist sie in einem sehr türkischen, das heißt verkommenen Zustande, und die Franzosen haben bisher wenig, fast nichts gethan, diese Kirche würdig zu restauriren. Mir scheint, wenn der Sultan diese Kirche dem ritterlichen und wirklich christlich eifrigen Kaiser von Oesterreich geschenkt hätte, so wäre sicherlich schon längst und weit mehr für deren so nothwendige Restauration geschehen. Oesterreich macht wenig Lärm, stößt weniger in die Posaune, spricht nicht viel, — aber handelt, wirkt für das heilige Land, was so viele Sendungen von Geld, Ornatstücken, die Gründung der ersten

katholischen Buchdruckerei in Jerusalem, die Erbauung eines so herrlichen, prächtigen, deutschen Pilgerhauses u. s. w. genugsam beweiset. — Die Franzosen wollen viel schwatzen, prahlen, herrschen, großthun, — als die wichtigste Weltnation und als die ersten Kirchenbeschirmer in Palästina gelten, — aber die Thaten bleiben weit hinter den Worten zurück. — Oesterreich, dieser nüchternen, festen, soliden, conservativen, katholischen Großmacht, dem ehemaligen Könige von Jerusalem, dem alten Kaiser des heil. römischen Reiches, dem alten Beschützer der katholischen Kirche und Christenheit, würde weit eher das Protektorat über das heil. Land gebühren, als dem unsteten, wandelbaren, bald republikanischen, bald monarchischen, bald christlichen, bald antichristlichen, bald katholischen und dann wieder indifferenten, kaltkatholischen Frankreich, mit viel Wind und verschiedenstem Windeswechsel, mit unsteter Wetterfahne auf hohem Hausesgiebel, aus dessen Fenstern Eitelkeit und Großthuerei überall herausschaut, und nicht selten auch die wilde Flamme der Revolution und des Unglaubens verzehrend herauslodert. Viele Stimmen in Palästina sind für Oesterreich, — nur die Antigermanen und Oesterreichs Beneider sind natürlich dagegen. Wer aber das meiste Recht und den gegründeten Anspruch auf das Protektorat des heiligen Landes hat, dürfte nach dem Gesagten unschwer zu entscheiden seyn. — Die Franzosen werden höchst wahrscheinlich noch lange ihr Protektoratsrecht behalten und für ihre Nation und ihre Herrschsucht dasselbe ausbeuten und benützen, — möchten sie aber auch ernstlich darauf bedacht seyn, dem heiligen Lande, seiner Bevölkerung und der katholischen Kirche dort wirklich und gründlich zu nützen.

Möchten doch alle katholischen Mächte, zumal Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel zu dem Einen schönen Ziele, zum allseitigen Heile Jerusalems und der katholischen Sache zusammenwirken und ernstlich an ein Werk ge-

hen, das man so lange Zeit schmählich und sträflich versäumt hat. Das Aufblühen des Christenthums und der katholischen Kirche wird der Menschheit, den Völkern und namentlich den Staaten und Regierungen mehr nützen, als viele Fabriken und Kasernen, ohne das Eine Nothwendige. Der Geist, die Gesinnung, — die gute oder böse, — die religiöse oder antireligiöse gibt in dem Kampfe der Zeit bei den widerstreitenden Elementen und Interessen den Hauptausschlag, nicht das Materielle, nicht das Schwert, nicht die Industrie, nicht die Armee. Siegt in der Geisterschlacht der Zukunft die Kirche und das Christenthum, dann hat auch der Staat, die Regierung gesiegt und überwunden, — und unterliegt die Kirche und die Religion, dann muß auch die Regierung fallen und der Staat seinem revolutionären Untergange entgegen gehen. Das lehrt die Weltgeschichte auf jedem Blatte ihrer Begebenheiten, zumal in den letzten Jahrhunderten Europas.

Auch beim Abzuge von Jerusalem mußte ich den Mangel eines deutschen Pilgerpatres oder Bruders sehr empfinden. Niemand gab dem Deutschen das Geleite vor das Thor hinaus, um ihn der Untersuchungs- und den Mauthformalitäten und Belästigungen zu entheben. Niemand nahm sich seiner bei Besorgung des Reisepferdes, des Gepäckes und bei Abschluß des Contraktes mit den arabischen und mohamedanischen Muckern (Pferdebesitzer) an. Ich war hiemit der Willkühr und den Erpressungen dieser Leute schutzlos und unvertheidigt überlassen, — denn die beiden deutschen österreichischen Patres befanden sich bei ihrem Amte in der Druckerei vollauf beschäftigt, und hatten keine Zeit, wenigstens keinen ernstlichen Willen und keine ausdrückliche Verpflichtung, sich meiner Reiseangelegenheiten anzunehmen, — und der gute Franziskanerpater Hugo aus Bayern ward in der hl. Grabeskirche festgehalten und ist zudem selbst noch Neuling in der Stadt. Ich war also genöthiget, mich an

die Gesellschaft eines reichen Amerikaners anzuschließen. Dieser Herr versprach, mich als ein Mitglied seiner Gesellschaft zu behandeln und für Alles, für Pferd, für Gepäck und Lebensmittel zu sorgen. Allein zwischen Worten und Thaten war ein großer Unterschied. — Der Pferdezug kam an. Man rüstete zur Abreise. Ich bekam das schlechteste Pferd mit türkischem Sattel, — mein Gepäck wollte der Araber gar nicht mitnehmen. Dieser merkte, daß ich nur aus Gnaden in die Gesellschaft des Amerikaners aufgenommen sey, daß sich Niemand meiner annehme. Er brach also den Contrakt, und forderte von mir doppelte Bezahlung. Die Italiener und Franzosen sahen gleichgültig zu, und nahmen sich des Deutschen durchaus nicht an. Das machte dem Araber Muth und ich mußte mich in Alles fügen.

Endlich ward der bittere Anfang der Abreise gemacht. Der Mucker mußte sogleich mit guter Silbermünze zum voraus bezahlt werden, und nun schied ich herzensfroh von diesem Pilgerhause mit seiner höchst mangelhaften Einrichtung. Scheidend möchte ich ausrufen: Deutsche! deutsche Commissariate für das heilige Land! sorget für ein deutsches Pilgerhaus mit einer bessern Verpflegung für deutsche Reisende, damit sie nicht mehr den Erpressungen der Araber und dem Gespötte der herrschenden Nationen im Pilgerhause Preis gegeben, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt besser gezeigt werden u. s. w.

Als wir vor das Thor in das schöne, weite Freie gedrungen waren, bemächtigte sich Aller eine freudige Stimmung, denn das herrlichste Wetter, der schönste Frühlingstag, vergleichbar einem vollen schönen Maitag, begünstigte uns, obwohl es erst der 17. Jänner war, — und bei Allen hieß es: jella! jella! (vorwärts), denn es geht der lieben Heimath zu, und das Vaterland hat namentlich in der Fremde einen eigenen, mächtigen Reiz, ist ein starker Magnet, der desto mehr anziehet, je mehr ein fremdes Land mit fremden

Sitten und einem wilden Volke abstößt. — Daher ging es bald im Galopp davon, und nach kurzer Zeit standen unsere Pferde auf der letzten Höhe, hinter welcher Jerusalem verschwindet. Der reiche Amerikaner, ein Millionär, der jetzt schon, wie er mir sagte, 80,000 Franken mit seinen zwei Dienern verreis't hatte, sprengte lustig mit seiner schnellen Reiterei voraus, — und wir mußten nun ebenfalls einen schnellen Nachtrab bilden. Unsere Caravane bestand aus 18 Personen und 10 Bewaffneten. Ich war der einzige Deutsche, — die Andern alle waren Araber, Italiener, Franzosen und Amerikaner. — Es ging so eilig vorwärts, die Herren schienen so Jerusalemsmüde und heimathssüchtig und voll Begierde nach Ortsveränderung geworden zu seyn, daß sie nicht einmal auf der letzten Höhe nach Jerusalem umschauten. Ich jedoch konnte nicht umhin, auf genannter Höhe stille zu halten, meine Pferde noch einmal nach Morgen zu wenden, dieser Leidensstadt, in der ich so eben viel Leid und Freud in wenigen Wochen erlebt hatte, — meinen letzten Scheideblick zuzuwerfen, und ihr und dem lieblichen Oelberg ein herzliches Lebewohl nachzurufen, mit dem Scheidegruß: „Auf Wiedersehen in einer andern Gestalt, in einer bessern Welt." — Und nun ging es ohne Ruhe und Rast Berg auf und Berg ab, — Thal aus und Thal ein, bis uns die weite Ebene Sarona empfing und Judäas halbwildes Gebirg durchschritten war. — Wie man sich doch an Alles gewöhnen kann, und wie die Gewohnheit den Menschen mehr abstumpft und auf sein Urtheil einen mächtigen Einfluß hat! Der steile und schlechte Gebirgsweg kam mir lange nicht mehr so abscheulich, so abschreckend und gefährlich vor, als wie bei meiner Herreise vor sechs Wochen; so sehr hatte ich mich in sechs Wochen an den Anblick dieser Gebirgswildniß gewöhnt. Freilich hatte damals Sturm und Regen die Gefährlichkeit und Schlüpfrigkeit dieser allerdings grundschlechten Gebirgswege bedeutend vermehrt, während jetzt umge-

kehrt Trockenheit und herrliches, fast möchte ich sagen, deutsches Sommerwetter viel zur Verbesserung der Wege beitrug.

Auf der Höhe eines Gebirgrückens schauten wir mit Entzücken hinab auf die weite Ebene Sarona und blickten bis hinaus auf das weite blaue Meer, das die Küste Palästina's bespült. Das Meer ist denn doch so eine eigenthümliche schöne, blaue, weite Welt, von dem Festlande so verschieden, und, mit demselben vereint ganz geeignet, einer Landschaft volles Leben, reiche Mannigfaltigkeit zu geben. Der Anblick des Meeres, von einem Berge aus gesehen, ist so entzückend, so begeisternd, so an Himmel und Ewigkeit, an Gottes Unendlichkeit und stille ruhige Majestät erinnernd, und dieselbe materiell gleichsam symbolisirend, daß man auf die Kniee niederfallen und Den anbeten möchte, Den Land und Meere preisen. Doppelt werth ist das Meer, und doppelt erfreut sein Anblick des Pilgers Herz, wenn man einige Zeit auf festem, dürrem, trockenem Land umherirrte, — den Meeresanblick lange entbehrte und zugleich weiß, daß diese blaue Wasserfläche die nächste Straße zur fernen Heimath sey.

Hinter einem Felsen gewahrten wir auf einmal gegen 40 mit Flinten bewaffnete Araber. Unser arabischer Dragoman (Dollmetscher) sprengte voraus, rasch und keck mitten unter den Schwarm hinein, und erkundigte sich um den Zweck ihres hiesigen Aufenthaltes an diesem etwas verdächtigen Orte, der zum Auflauern und Ausplündern ganz geeignet war. Zugleich sagte er, daß diese Caravane aus angesehenen Leuten bestehe, und unter dem Schutze mächtiger Consuln reise.

So durften wir denn friedlich passiren, und einiges Bakschis stellte diese Kerls zufrieden, deren Anblick nicht sehr anziehend, sondern eher abschreckend war; denn alle waren halbnackt, trugen nur ein langes Hemd, und einige schlechte Waffen. Es ward uns wieder leichter, als dieses Fußvolk bald aus unserm Gesichtskreise entschwunden war.

Auf halbem Wege wurde, wie bei der Herreise, bei einer Quelle und unter dem Schatten der Oelbäume abgestiegen, und ein kleines Mittagsmahl von kalten Speisen und Früchten eingenommen. Ich sollte gleichsam das Gnadenbrod des Amerikaners essen, bemerkte jedoch bald dessen Kargheit, und bedauerte, nicht selbst wenigstens zur Vorsicht einigen Mundvorrath für mich eingekauft, und mich auf des Amerikaners Wort verlassen zu haben, der diese Vorsicht mir als ganz unnöthig darstellte, indem ich ja in seine Gesellschaft aufgenommen, und hiemit für mich allseitig gesorgt sey. Doch Versprechen und Halten ist nicht einerlei, und selten kann man sich auf einen Menschen ganz verlassen. Ich mußte mit Hunger und Ermattung meine Leichtgläubigkeit büßen. Wäre ich vielleicht ein italienischer oder spanischer Priester gewesen, so wäre ich wahrscheinlich vom Kloster aus mit einigem Mundvorrath versehen worden, nicht aber als vernachläßigter Deutscher; ich hörte wenigstens, daß Andere, zumal Italiener, nicht leer, sondern oft vollgestopft, entlassen werden. In Aegypten, zumal in Cairo, wo ein deutscher Franziskaner Vorstand des Klosters ist, fühlte ich auffallend die Liebe und die allseitige Vorsorge des dortigen Klostervorstandes.

Als wir in ein enges windstilles Gebirgsthal eindrangen, nahm die Hitze so zu, daß ich meinen schwarzen Pilgerhut mit einem Sacktuch umwinden mußte, denn die Sonne brannte Mittags in diesen kahlen, die Sonnenstrahlen reflektirenden Felsenmassen so heiß, daß ich Kopfweh bekam und den Sonnenstich fürchtete, und zwar im Winter den 17. Jänner. Hunger und Durst nahmen mit der Hitze und der Wegeslänge immer zu. Endlich gegen Abend, nachdem ich beinahe 9 Stunden zu Pferde auf einem ganz schlechten, unpraktischen Sattel geritten war, ward ich so schwach, so matt, ermüdet, ausgetrocknet, wie am ganzen Körper gerädert, daß ich mich kaum mehr auf dem Pferde halten konnte, und mir fast Sehen und Hören verging. Nur Ein Wunsch regte sich in

mir, nämlich Arimathea, Ramle, bald zu erreichen und dort absteigen zu dürfen. Die Ebene Sarona bot manches liebliche Bild dar, — Schaaren von Vögeln, oft dicht, wie eine Wolke, durchschwirrten die Luft, — Bauersleute bebauten nach ihrer Art und in ihrer Kleidertracht das Feld, — doch ich fühlte nur Schmerz und Entkräftung. Als ein Piemontese mir eine Orange reichte, um den trockenen Mund anzufeuchten, glaubte ich eine goldene Gabe zu empfangen. Hunger, Durst, Entbehrung, Noth vergrößert die kleinste Gabe hundertfach, macht Alles so werthvoll, so köstlich, was man gewöhnlich im Leben so geringfügig ansieht. Man gehe auf Reisen, dann hat man Gelegenheit, den Werth der Dinge schätzen zu lernen, und für die kleinste Gabe dem Schöpfer zu danken. Das Reiten auf meinem breiten, arabischen Sattel wurde mir zur vollen Qual. Gerne wäre ich abgestiegen und zu Fuß nebenher gelaufen; allein ich konnte auch nur langsam gehen, und mußte fürchten, hinter der Reisegesellschaft weit zurückzubleiben, zumal da dieselbe aus verschiedenen Persönlichkeiten und Nationalitäten zusammengesetzt war, vorwärts eilte, und um einen Nachzügler, um einen vereinsamten Deutschen, sich wenig kümmerte. Ich machte also die Reiterei im raschen Zuge mit, so qualvoll sie auch für mich wurde. — Endlich hatten wir die herrlichen Saatfelder vor der Stadt Ramle erreicht, und die Stadt selbst mit ihren hohen Minarets lag nahe vor uns. — Jetzt erst, als ich in der nächsten Nähe einer bevölkerten Stadt nicht mehr zu befürchten hatte, als Nachzügler geplündert oder sonst belästiget zu werden, stieg ich vom Pferde, um zu Fuß nachzuhinken. Ich war wie noch nie ermattet und am ganzen Körper so angegriffen, daß ich kaum mehr gehen und nachhinken konnte. Schnell schwang sich ein arabischer Fußgänger auf mein Pferd, und ritt mit der Caravane davon. Es ging, wie ich vermuthet hatte. Niemand kümmerte sich um den zu Fuß der Reiterschaar nachpilgernden Deutschen. Zum Glücke hatte ich einige Lokal-

kenntniß und wußte die Richtung, in welcher beiläufig in dieser fanatischen Mohamedaner-Stadt das lateinische Kloster liegen müsse. Als ich allein in die Stadt hinein wankte, richteten Aller Augen sich auf diesen nachzügelnden Pilger. Es war Abend und bereits etwas dunkel. Da hockten in der lieblichen Abendkühle die Leute vor ihren kleinen Häusern, rauchten und schwatzten. Die Jugend lief mir, dem ausländischen Giaur, spottend und höhnend nach, verfolgte mich auch mit einzelnen Steinwürfen. Die Erwachsenen lachten beifällig zu diesem Unfuge. Als ich einen Erwachsenen um den nächsten Weg zum fränkischen Kloster, das schon in der Nähe lag, fragte, verlangte er von mir für diese paar Worte, für diese ganz mühelose Gefälligkeit ein hohes Bakschis. So herzlos, so geldgierig sind diese Mohamedaner. Ich zeigte dem Herzlosen meine Verachtung über diese Unverschämtheit, machte eine Wendung um das nächste Haus, und sah mit Freuden auf einem nahen Gebäude das christliche Kreuz erglänzen, als sicheres Kennzeichen, daß hier das gesuchte Kloster sey.

Im Kloster wurde uns Dürstenden und mir Lechzendem eine treffliche Limonade, als gutes zweckmäßiges Landesgetränk, dargereicht. Hierauf mußte ich mich noch vor dem Abendessen zu Bette legen, so matt, so angegriffen war mein ganzer Körper, daß weder Sitzen noch Stehen, nur Liegen mir behagte. Auf all' meinen Reisen war mir eine solche Erschöpfung noch nie vorgekommen. Meine letzte Krankheit, — die Tageshitze, der schlechte Sattel, die schlechte, wenige Nahrung u. dgl., — scheinen dieses Resultat hervorgerufen zu haben. Ich fühlte mich körperlich so elend, daß ich fürchten mußte, am nächsten Tag einen Rasttag machen und mich von der Gesellschaft trennen zu müssen.

Um körperliche Kraft zu gewinnen, schleppte ich mich zum Abendtisch. Es war leider ein Fasttag. Von den in Oel gekochten Fastenspeisen konnte ich fast nichts genießen; ich

begnügte mich mit etwas Brod und Wein, und suchte gleich wieder das Bett, um durch Ruhe und Schlaf den Körper zu stärken.

Und nun gute Nacht, lieber Freund! Bis hieher, bis nach Arimathea hat der Herr mir geholfen, er wird's noch weiter thun. — Sein Name sey gebenedeit! Amen.

Neununddreißigster Brief.

Jaffa den 20. Jänner 1857.

Inhalt: Abreise von Ramle, Ankunft in Jaffa. — Piemontesen. — Sklavenquälerei. — Heimweh nach Europa. — Ahnung von Gefahr. — Der Wettersegen an Jaffa's Strande. — Religion und Kirche eine geistige Heimath. — Ein nackter Santu, islamitischer Heiliger. — Kaffeehaus-Politik und unblutige Verschwörung arabischer Christen; — deren Forderungen an den Sultan und deren Bitten an die Christen des Abendlandes. — Harte Abweisung eines deutschen Protestanten. — Gastfreundschaft und Pilgerpflege ist Pflicht der Klöster Palästina's. — Gefahrvolle, stürmische Einschiffung in Jaffa.

Gottlob! der Schlaf und die Ruhe der letzten Nacht hat mich so gestärkt, daß ich heute in Arimathea wieder das Reitpferd besteigen und die Tour bis Jaffa mit der Caravane glücklich vollenden konnte. Ich fühle mich bisweilen durch die Reisestrapazen sehr angegriffen, und manchmal körperlich sehr elend, allein mit Gottes Gnade erholt sich mein kräftiger Körper wieder sehr schnell. Der heutige Weg durch die sandige Ebene und liebliche Hügellandschaft der Ebene Sarona mit ihren herrlichen Saatfeldern, weidenden Heerden und den schönen Gebirgsansichten von Samaria und Judäa war viel schöner, bequemer und kürzer, als der gestrige, lange, beschwerliche Marsch. Das Wetter ist im palästinensischen Jänner vortrefflich. Ein Tag wetteifert mit dem andern an Lieblichkeit und Schönheit. Die gesunde, reine, milde Luft, dieses

liebliche Klima belebt den ganzen Körper, und entschädigt ihn reichlich für seine anderweitige Entbehrung europäischer Annehmlichkeiten. Der Himmel ist rein blau, die Sonne hellstrahlend und schon tüchtig erwärmend, — und tausend muntere Vögel und ganze Schaaren derselben, wie dichte Wolken, durchschwirren die Luft und beleben die Landschaft. Bald knallt es da, bald dort aus einem Schießgewehr, denn mehrere Reisende üben sich im Vogelschießen.

So ging die Zeit schnell vorüber, und schon Mittags stiegen wir am Meeresstrande in Jaffa vor dem lateinischen Kloster ab, wo mir mit den zwei Piemontesen zugleich eine Kammer angewiesen wurde. Zwischen Piemontesen und Deutschen besteht in neuester Zeit eine große Kluft, Feindschaft und starke Antipathie. Bei diesen Herren konnte ich hievon keine Spur entdecken, mußte vielmehr ihre Höflichkeit, ihre Herzlichkeit gegen mich sehr bewundern, denn sie waren Pilger edlerer Art und gute Katholiken, und diese geistigen Potenzen, religiöser Glaube und Liebe veredeln den Menschen und setzen Sympathie an die Stelle der engherzigen, nationalen Antipathie.

In Jaffa mußte ich 3 Tage auf die Ankunft des französischen Schiffes warten, welches von Constantinopel kommend über Syrien die Fahrt nach Aegypten macht, und in Jaffa neue Reisende aufnimmt. Die für einen reiselustigen und weiter strebenden Pilger etwas lange Wartzeit füllte ich aus mit dem Besuch der kleinen Klosterkirche, mit Spaziergängen in und außer der Stadt, zumal am Meeresufer und in Jaffa's reizenden, berühmten Gärten.

Jetzt schon längere Zeit des Meeres und seiner Erscheinungen entwöhnt, war mir besonders die nächtliche so hörbare Donnermusik auffallend, welche die am Felsengestade brandenden Meereswellen in dumpfer, schauerlicher Majestät aufspielten, dabei mich oft aus dem Schlafe weckten, und an die Stürme der bevorstehenden Seefahrt mahnten.

Bei einem Gange durch die Stadt bemerkte ich einstmals, wie ein Herr seinem Sklaven die Füße zusammen band, und ihn auf die Fußsohlen furchtbar schlug, so daß der Unglückliche jämmerlich weinte und schrie. Gleichgiltig sahen die Umstehenden herzlos zu. So hart, so barbarisch behandelt der Unchrist, der rohe Mohamedaner, sein Mitgeschöpf, und herzlos und ohne Mitleid sehen die andern Unmenschen zu. Erst das Christenthum macht den Menschen zum wahren Menschen, verbietet Thier- und Menschenquälerei, und schafft die Sklaverei ab, — hingegen im islamitischen Orient, im Türkenreich herrscht Barbarei, Thier- und Menschenquälerei zugleich, und selbst die Christen lassen sich durch ihre türkischen und arabischen Mitbürger von diesem Geiste anstecken. Bei uns will das andere Extrem zu großer Güte, weicher Zärtlichkeit und sentimentaler Weichlichkeit in Bestrafung selbst der Verbrecher sich einnisten, man will Strafe und Ruthe und zuletzt auch die göttliche Gerechtigkeit und Hölle beseitigen. Nur eine Helis-Liebe und Helis-Milde sollte human und menschlich seyn. Dessen freuen sich die Schlechten und sündigen desto tapferer darauf los, — darüber klagen die Bessern, weil desto schutzloser gegen die muthwillige Bosheit. Doch durch Schaden ist man bereits klüger geworden, und die Umkehr zu einer mehr entsprechenden, bessern Praxis hat wieder begonnen.

Als ich einstmals auf der hohen Dachterrasse stand, gewahrte ich einen europäischen Zug von Reisenden ankommen. Es waren zu meiner nicht geringen Freude jene Herren, die mit mir hieher gereist waren, und von Jerusalem in den Tagen meiner Krankheit eine Reise nach Galiläa gemacht hatten, nämlich der Luxemburger, der spanische und genuesische Priester. Sie waren glücklich angekommen, hatten auf ihren Touren viel gelitten, kamen jetzt über Carmel an der Küste herauf, wo sie einmal Gefahr liefen, von Räubern ausgeplündert zu werden. Da diese jedoch nicht zahlreich und über-

legen genug waren, hätten sie sich ohne Angriff entfernt, und sie, die Pilger, seyen mit dem bloßen Schrecken davon gekommen, welcher jedoch bei dem genuesischen Priester so groß war, daß er ohnmächtig vom Pferde sank, und nur langsam sich erholte.

Solche Zwischenakte, solche Schreckensstunden oder wirkliche Anfälle und Beraubungen kommen unter diesem türkischen Regimente nicht selten in diesem unglücklichen Lande vor. Der Sultan und seine Minister mögen den besten Willen haben, Ordnung und bessere Bildung im weiten türkischen Reiche einzuführen, aber es fehlt ihnen die Macht, den guten Willen zu vollführen und die Papierverheißungen, die diplomatischen Zusicherungen in das wirkliche Leben einzuführen.

Ich fand Jaffa bei diesem herrlichen Frühlingswetter sehr belebt, zumal auf dem Bazar und vor dem Stadtthore, wo sich alles Leben concentrirt, wo die Verkaufsbuden, die Kaffeehäuser und offene Küchen aufgeschlagen sind, wo gebratene Fische und andere orientalische Speisen, namentlich Jaffa's berühmte Orangen, sehr billig zu kaufen sind, von welchen ganze Kameelladungen in vergitterten Kisten weiter transportirt, und auch die Schiffe zur Versendung dieses herrlichen Landesproduktes angefüllt werden. Hier vor dem Thore wimmelt Alles von Menschen und Thieren, von Einheimischen und Fremden, von Bleibenden und Durchreisenden, von Beduinen, unstet umherstreifenden Söhnen der Wüste, von Stadtleuten und seßhaften Bauersleuten, von einherstolzirenden türkischen Beamten und Soldaten, von Juden, Griechen und Europäern, von Aegyptern, Mohren, Zigeunern und sonstigem Volke, — von hübsch gekleideten Orientalen und von halbnackten, zerlumpten Landeskindern verschiedener Art. — Jaffa's herrliches Klima und schöne Lage, seine außerordentliche Fruchtbarkeit, sein steigender Verkehr und Handel, als Hauptlandungsplatz und Einschiffungsort der kommenden und abziehenden griechischen, russischen und europäischen Pilger, das Alles hebt die

Stadt immer mehr, und macht den Aufenthalt in ihr sehr angenehm.

Dennoch fühlt der Fremdling, der Pilger, hier keine bleibende Stätte, wenn ihn nicht ein bestimmter Beruf fesselt. Selbst dieses schöne Land vermag das Sehnen der Seele nach Orts- und Landesveränderung, nach dem Weiterkommen, nicht zu unterdrücken. — Als der reiche Amerikaner und die Piemontesen auf dem ersten Dampfschiffe von hier nach Constantinopel absegelten, und ich, vor den Gärten Jaffa's auf einer schönen Anhöhe stehend, dem absegelnden Dampfer nachschaute, wie er scheinbar langsam, aber unaufhaltsam, die Freunde und Glücklichen davon führte, — da ergriff mich mächtig ein stilles Heimweh, nicht gerade nach Deutschland, nur nach Europa, und zunächst nach Italien und Rom, zu einem Volke mit vorherrschend christlichem Charakter und europäischer Bildung, was hier der Fremdling hart vermißt; denn das wenige, nur geduldete, auf den engen Raum der Kirche beschränkte Christenthum und die wenige europäische Sitte und Kultur verschwindet vor der Masse der Mohamedaner und der vorherrschenden orientalischen Sitte und Religion. Wenn ich diese schmutzigen, zerlumpten Horden von Arabern in ihren elenden, stinkenden Wohnungen und Löchern vor der Stadt betrachte, — so muß ich neuerdings sagen: Diese Ebene Sarona ist ein Paradies, aber von faulen, kothigen Schweinen bewohnt.

Wenn man unter einem solchen Volke allein dasteht, ohne einen vertrauten Reisegefährten, ohne einen deutschen Landsmann, im Kloster als deutscher Fremdling behandelt und vernachlässigt ist, — wenn man seine Bekannten absegeln sieht, seine Wallfahrt vollendet hat, von Nichts mehr festgehalten wird, — dann bricht das Heimweh nach dem christlichen und gebildeten Europa, zumal nach Rom, der zweiten Vaterstadt, mit aller Gewalt los, und man beneidet fast die Glücklichen, die schon auf hoher See nach Europa hinüber-

schwimmen. Auch mir ist es so ergangen, als ich auf genannter Anhöhe, vor Jaffas Gärten stehend, die unlängst kennen gelernten Freunde, zumal die edlen Piemontesen, davon segeln sah. Ich fühlte mich in diesem Lande, unter diesem Volke, unter diesen Verhältnissen recht fremd und vereinsamt.

Da schaute ich in bewegter Gemüthsstimmung umher in diesem heiligen Lande mit seinen unheiligen Menschen (wie sie eben überall in der Regel in der Hauptmasse sind), schaute hinaus auf das endlose blaue Meer, — und das Heimweh wurde zum lindernden Gebete, und der Mund sprach, während die priesterliche Hand sich segnend erhob, die Segenswünsche: „Gott segne euch, ihr scheidenden Freunde auf hoher See! — und Gott segne auch meine Freunde in weiter Ferne jenseits dieser blauen Fluth; — Gott verleihe auch uns Pilgern, die wir hier festgebannt noch harrend weilen, eine glückliche Heimfahrt in den sichern Hafen des Festlandes."

Ich war so gerührt, und in einer so feierlichen Stimmung, daß mir Thränen gemischter Freude, stiller Hoffnung, inniger Wehmuth zugleich entquollen, und verschiedene Gefühle im Pilgerherzen sich regten. — Ich hatte auch eine fortwährende Ahnung von bevorstehenden Leiden, von einer stürmischen Seereise und einer gefährlichen Einschiffung. Diese lange Windstille, dieses herrliche Wetter kann nicht immer so dauern, es werden Stürme folgen. Daher betete ich bei meinen Spaziergängen um das schöne Jaffa oft den Wettersegen: „Von Blitz und Ungewitter und Sturm, erlöse uns o Herr! — — Erzeige uns die Barmherzigkeit" u. s. w.

So veredelt das Christenthum alles, auch das Heimweh, die Angst vor den Gefahren des Lebens und Reisens. Durch Gebet, durch Religion wird alles Bittere gemildert, der Geist neu gestärkt, — und mitten im fremden Lande, isolirt, allein und verlassen dastehend, ist der Christ doch nicht allein, von Einem nicht verlassen, von einer unsichtbaren, geistigen

Gesellschaft stets umgeben, und zwar desto mehr, je mehr er sich als Fremdling in Israel und auf Erden sieht und fühlt. — Auch die Kirche, zumal das heilige Altarssakrament wird ihm zur Heimath, — denn hier, in einer katholischen Kirche, findet er ganz dasselbe, dieselbe Lehre, denselben Cultus, denselben Inhalt, dieselben Geheimnisse, dieselbe gottmenschliche Anwesenheit unter denselben Symbolen, wie in der eigenen Heimath. Vor dem Tabernakel, vor dem neutestamentlichen Gottesgezelte, vor der höheren Bundeslade, vor dem katholischen Heiligthum, kann der Pilger ebenso, ja oft noch viel inniger beten, als wie in der leiblichen Heimath. Wahrlich die Religion und der katholische Tempel ist ein geistiges Vaterland, über den ganzen Erdkreis ausgebreitet, wo man sich innig heimisch fühlt, und geborgen sieht.

Einstmals, als ich durch die Hauptstraße Jaffas, über die Marktgasse, den sogenannten Bazar, wanderte, sah ich einen sogenannten mohamedanischen Heiligen, einen Santu, einen mehr als halbnackten Menschen, welcher nur ein kleines Tuch um die Lenden geschlagen hatte, am übrigen Leibe gänzlich nackt war und in dieser fast paradiesisch-adamitischen Bekleidung ganz unbeanstandet und ohne jegliches Aufsehen im belebtesten Stadttheile umherschlenderte, bald da bald dort niederhockte, umhergaffte und oft lächerliche Grimassen machte. Solche fanatische, religiöse Narren, Sonderlinge und tölpelhafte Kerls hält der Mohamedaner für Santu, für heilige Derwische (Mönche), für Menschen, welche ganz der Welt abgestorben, in Gott versenkt und vertieft und deßhalb des Vernunftgebrauches etwas beraubt seyen. Diese sonderbaren islamitischen Heiligen dürfen auch Fleischessünden begehen, ächt mohamedanisch leben, des Propheten Wollust-Paradies schon auf Erden anticipiren, unbeschadet ihrer Heiligkeit und Gottinnigkeit. — Wie erbärmlich ist denn doch die mohamedanische Religion, welche sich bis zu diesem Wahnsinn verirrt, solche Lehren aufstellt, und solche Nar-

ren, Tölpel, stolze Schwärmer und Wollüstlinge für Heilige und höher begnadigte, gottentrückte Menschen halten kann. — Auch christliche Ketzer, Schwärmer und Sektenstifter gab es, welche, den mohamedanischen Derwischen und Santu ähnlich, wie toll sich gebärdeten, ein Lasterleben führten, in der Vielweiberei lebten, und dennoch für heilig, für evangelisch, für ächt biblisch gehalten werden wollten. So gibt es also nichts Neues unter der Sonne. Ueberall gibt es Nachäffungen, Carrikaturen und diabolische Entstellungen des wirklich Heiligen. Auch der Teufel nimmt die Gestalt eines Engels an; auch Mohameds Jünger wollen Mönche, Asceten und Heilige seyn, nach Art ihres Vaters und Meisters. — O welch ein Glück ist es für uns, daß wir einer nüchternen, verständigen Kirche angehören, welche die Geister prüfet, und jeder Uebertreibung, Schwärmerei und Abirrung von der geraden Straße ernst warnend, selbst strafend entgegen tritt, den Begriff der ächten Heiligkeit festsetzt, und über jedes falsche Gebilde mit richterlichem Ernste das Verdammungsurtheil unnachsichtlich ausspricht.

Ein anderesmal, als ich an einem warmen herrlichen Jännertage vor dem Stadtthore unter der dortigen bunten, interessanten, gemischten Bevölkerung herum wandelte, und mich alsdann vor einem türkischen Kaffeehaus auf offener Straße auf eine hölzerne Bank niederließ und ächten Mokkakaffee schlürfte, den mir ein geschäftiger Diener sogleich sammt Pfeife brachte, gesellte sich zu mir ein reich gekleideter Araber, welcher auch der italienischen Sprache kundig war. Diese Sprache diente für uns so ganz verschiedene Kaffeegäste als treffliches Conversationsmittel. Der Araber war reich, gebildet, sehr gesprächig, und verrieth Sinn für alles Edle und Schöne, war auch voll Wißbegierde, von einem behuteten Franken über Religion, über Europa und europäische Zustände etwas bei dieser schönen Gelegenheit zu erfahren. Mir gefiel dieser Herr ungemein, erwarb bald mein Zutrauen,

gleichwie auch er mir sehr gewogen zu seyn schien. Im Verlaufe des Gespräches stellte sich heraus, daß er ein arabischer Katholik sey, dem die Religion, das Christenthum und das Schicksal des heiligen Landes sehr am Herzen liege. Ganz treuherzig fragte er mich unter Anderm: „Warum kommen denn die christlichen Franken nicht, um dieses schöne Land den mohamedanischen Türken abzunehmen? Es scheint, die Russen haben viel mehr christlichen Religionseifer und Glauben, da dieselben weit mehr, als die Franken, sich bemühen, um dem Islam und dem Türkenregimente ein Ende zu machen und das heilige Land für die Christen zu erwerben" ꝛc. So sprach der arabische Effendi (Herr), wie es scheint im Namen vieler gleichgesinnten Orientalen. Bald gesellten sich zu uns andere katholische Araber, und nun wurde in unserer freien und liberalen Gesellschaft eine schreckliche Verschwörung angezettelt gegen den Propheten von Mekka, gegen den Islam, gegen den neumodischen Chalifen in Constantinopel, gegen den Sultan und seine legitime Tyrannei, und gegen die gesammte miserable Türkenwirthschaft im heiligen Lande. — Ich versprach den Arabern als ein rühriger Agent die Trommel nach meiner Rückkehr in Deutschland tapfer zu schlagen, die Feder zu spitzen und für die Wiedergewinnung, für die Christianisirung Palästina's gewiß das Meinige thun zu wollen; den Arabern aber funkelten bei solchen Zusagen und bei solchen Aussichten die Augen vor Freude, und sie versprachen hoch und theuer, jedem christlichen Kreuzzuge gute Gehilfen und Wegweiser zu werden und Alles zu thun, um „die Türken zum Teufel zu jagen," sie nach Asiens Steppen zu vertreiben, den Halbmond in Jerusalem zu stürzen, und dort das Kreuz abermals aufzupflanzen. — Wir schieden von einander in vollem Enthusiasmus, als begeisterte Kreuzritter und geschworne Feinde des Islam, mit dem Ausrufe: Allah akbar! (Gott ist groß)! Es stürze der Halbmond, — es erhebe sich und erstrahle auf Sion, auf Golgatha, auf allen Höhen

Palästina's das Kreuz, die evangelische Sonne, statt des islamitischen kalten Halbmondes! — zum Land hinaus mit Mohamed und seinem türkischen Chalifen! — den Christen nur gehört dieser geweihte Boden! —

Solche Worte, solche Toaste, solche Wünsche und Ausrufungen begleiteten unser Scheiden, beschlossen unsere Debatten, Berathungen und antitürkische, unblutige Verschwörung.

Als ein offener Verschwörer gegen die falsche Legitimität des Islam, gegen die unbefugte Despotie des Sultans in Palästina will ich nun klar und freimüthig unsern ganzen Verschwörungsplan, und den Hauptinhalt unserer Berathungen veröffentlichen, wie folgt:

Man kann mit dem Islam und dem Türkenregiment in Palästina einen kurzen oder einen langsamen Prozeß machen, ihm schnell mit energischer Faust den letzten Todesstoß geben, oder ihm nur ein Scheinleben, eine Scheinherrschaft provisorisch gewähren, und sein Zehrfieber beschleunigen, bis der schwerkranke, altersschwache Greis von selbst seine Despotenseele aushaucht, und seine bisherigen Sklaven in neuer Freiheit aufjubeln.

Da die Mohamedaner, die Saracenen und Türken nur als Eroberer in die damals christlichen Länder eintraten, und ihr Recht nur auf das Schwert sich stützt, so könnte man mit ihnen einen kurzen Prozeß machen, ihnen, den Besiegten, ihre Beute, ihre Eroberung wieder abnehmen, denn was durch Schwert und Krieg gewonnen wird, kann durch dieselben auch wieder verloren gehen. Wie gewonnen, so zerronnen. — Man könnte das große türkische Reich, wenigstens die europäische Türkei, Kleinasien, Syrien und Palästina, unter die christlichen Reiche vertheilen, den Strom der Auswanderung aus dem überfüllten Europa von Amerika ab- und in diese gesegneten türkischen Länder hinlenken, man könnte Menschen und Land kultiviren und bilden, die zurückbleibenden Mohamedaner dulden, sie jedoch belehren

und zum Christenthume einladen, die fanatischen und rebellischen aber etwa in die Länder des fernen Ostens, in ihre alte Heimath zurück liefern, und sich so dieses faulen, fanatischen Gesindels entledigen. Wenn nur nicht die Schlange der Eifersucht, des Mißtrauens, des Neides unter den europäischen Fürsten dieser friedlichen, heilsamen Theilung entgegen wäre, und stets den türkischen Räuber in seinem schönen Neste sitzen ließe.

Es ist immerhin etwas Widernatürliches, daß ein schwacher, weichlicher, islamitischer Harems-Sultan mit seinen gleichartigen Pascha's, mit seinen wenigen Türken, über so viele Millionen Christen und über ein so weites Reich herrschen soll. Wenn man jedoch diesem ausländischen, mohamedanischen Chalifen, in Berücksichtigung des unter den fränkischen Diplomaten und Fürsten herrschenden gegenseitigen Neides, seinen ganzen Ländercomplex auch provisorisch lassen wollte, so sollte man wenigstens das heilige Land der Herrschaft des mohamedanischen Fürsten und seiner erbärmlichen, despotischen Regierung entziehen, dieses Ländchen, etwa Griechenland ähnlich, unter dem Schutze der Großmächte unter eine gute christliche Regierung stellen, und etwa den Malteserorden hier wieder einführen. Diese Malteserritter wären die beste Schutzwache und Geleitschaft der Pilger, eine Stütze, eine Leibgarde des Königs von Jerusalem und der Schrecken der Beduinen. Dann könnten Colonisten hieher wandern, Pilger sicher das Land durchziehen, Bildung und Christenthum könnte sich alsdann sicher ausbreiten. Dann würden gewiß viele Mohamedaner zum wahren Islam, zum Evangelium übertreten und Palästina zu einem neuen Leben erstehen. Die ursprünglichen, ersten und ältesten Besitzer der Sanktuarien wären die Katholiken, die alte Stamm- und Mutterkirche, von welcher später die anderen Confessionen ausgegangen sind, folglich das alte Vorrecht der alten Universalkirche anerkennen müßten. Den-

noch könnte allen christlichen Hauptconfessionen eine bestimmte, gesetzliche, geregelte Theilnahme an den Sanktuarien zugesichert, und die bisherige Profanation durch die Skandale der schismatischen Griechen energisch beseitiget werden.

Wenn jedoch die europäischen Christen ihre Missionspflicht gegen das heilige Land in schmachvoller Trägheit, Glaubenslauheit und zum sichern Beweise ihrer materiellen Verweltlichung und Entgeistigung nicht erfüllen, und das heilige Land seinem bisherigen Schicksale und der despotischen Regierung eines fanatischen, faulen, christenfeindlichen, dummstolzen, entnervten, weibischen, wollüstigen Harems-Türken überlassen wollen, — so sollen wenigstens die ärgsten Mißbräuche abgeschafft, und das heilige Land kirchlich und religiös, wenn auch nicht politisch, vom Türkenjoche befreit werden. Bisher ist der Islam die herrschende Religion in Palästina, die christliche ist nur geduldet und vielfach eingeschränkt. Der Sultan und der Türke ist im Besitze der meisten heiligen Orte. Der Sultan hat den Schlüssel zur heiligen Grabeskirche, die Mohamedaner besitzen ausschließlich den alten Tempelplatz, das Grab Davids, das Grab Abrahams in Hebron, die Jeremias-Grotte ꝛc. Auch die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge, Lazarus Grab in Bethanien ꝛc. haben sie sich angemaßt, und diese und andere wichtige Oertlichkeiten in Goldquellen verwandelt, so daß sie den „Christenhunden,“ den „Ungläubigen,“ nur für Geld den Zutritt gestatten. — Noch herrscht der strengste Religionszwang, so daß bei Todesstrafe kein Mohamedaner Christ werden darf, und sowohl der Mohamedaner, welcher christlichen Unterricht nimmt und sich taufen läßt, als auch jener christliche Priester, welcher den Mohamedaner christlich belehrt und tauft, des Todes sterben muß, sey es nun amtlich und öffentlich durch die Regierungsorgane, oder durch die heimliche, stille, fanatische Volksjustiz und des islamitischen Pöbels Gift und scharfe Dolche.

Noch immer ist der Kreuzweg türkisch schmutzig und besudelt, ohne entsprechende Denkmale; — noch immer ist den Christen zur Schande eine stinkende, abscheuliche Gerberei neben der heiligen Grabeskirche; — noch immer schwatzen, rauchen und trinken die Türken in der heiligen Grabeskirche auf Kosten der verachteten Christen ihren Kaffee; noch immer ist den Christen zur Schmach das Kreuzzeichen und Glockengeläute verboten, ebenso Kirchenbau, Gütererwerb sehr erschwert, fast unmöglich gemacht; kurz der Islam und der Türke triumphirt und jubelt, das Evangelium und der Christ aber trauert und seufzet unter dem harten Joche. — Diese und ähnliche Mißbräuche sollten doch endlich einmal enden. In unserer antitürkischen und antiislamitischen Versammlung wurde folgende Adresse an den Herrn Chalifen Mohameds, Sultan genannt, berathen, angenommen und unterzeichnet. Sie lautet also:

Beherrscher der Gläubigen, — Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, sultanische Majestät in der alten griechischen Kaiserstadt! — Danke deinem Allah und seiner unerforschlichen Schicksalsmacht, daß der Neid der abendländischen Cabinete, die hohe Aufklärung, die Glaubenslauheit, der sinnliche Materialismus und das religiöse Phlegma der abendländischen Christen und ihrer Führer dich noch immer im Besitze deines weiten Reiches läßt, dich kranken Mann so human hält und pflegt, und das heilige Land deiner muselmannischen Oberhoheit nicht entzogen wissen will, damit ja Judäas Fluch bleibend werde, — ein stetes Barrabasregiment blinde Juden und schlechte Christen hier ewig züchtige, und so des Nazareners Drohungen und traurige Weissagungen durch deine theure Vermittlung von Jahrhundert zu Jahrhundert vollzogen werden, bis auch dieses reinigende Fegfeuer ausgebrannt ist, und Jerusalem als ein neuer Phönix aus seiner Asche verklärt erstehen wird.

So magst du denn bis dorthin, bis auch deine Stunde, dein Exil, deine Entthronung und Verjagung sammt deiner

muselmannischen Bande geschlagen hat, unterdessen unter dem liebreichen Schutze der saubern Christen des Westens in Palästina politisch fortherrschen, Land und Leute aussaugen und jeden höheren Aufschwung und Judäas Erlösung verhindern, aber wir morgenländische Christen verlangen ernstlich eine kirchliche Erlösung, volle Religionsfreiheit und Aufhebung schreiender Mißbräuche. Unsere Forderungen sind in folgenden Punkten zusammengefaßt:

1) Das Gewissen, die Religion sey frei. Jeder kann zu der Religion frei und ungehindert übertreten, welche er für die wahre hält. Der mohamedanische Religionszwang soll aufhören, die Christen dürfen das Evangelium auch den Muselmännern frei predigen, dieselben bekehren und taufen.

2) Die Türken geben den Christen, den Katholiken die heiligen Stätten zurück, namentlich die heilige Grabeskirche, die Himmelfahrtskirche, Lazarus Grab ꝛc. ꝛc.

3) Die Christen dürfen bei ihren Kirchen wieder Thürme, Glocken und auf den Thürmen wieder hohe Kreuze haben, was ihnen bisher der Christenhaß und die Intoleranz der Muselmänner verboten hat.

4) Das kleine Pförtchen, zum Eingang auf den Vorplatz zur hl. Grabeskirche, durch welches die Christen bisher einzeln und gebückt, wie Sklaven, durchschleichen mußten, wird abgebrochen und ein erweiterter, entsprechender Eingang hergestellt.

5) Die schmachvolle, stinkende, türkische Gerberei wird von der heil. Grabeskirche weit wegverlegt, entweder in das schmutzige Türkenviertel oder in das gleichartige Judenviertel der Stadt.

6) Die Kreuzwegstraße wird von Schmutz und Unflath gereinigt und mit entsprechenden Monumenten und Stationen geziert.

7) Jeder wilde, fanatische Muselmann oder Bube, welcher die heil. Orte und Denkmale besudelt, die Christen in ihrer

Andacht stört, wird strenge bestraft, und wenn unverbesserlich und wild fanatisch, in die Wüste Arabiens, in die Heimath des Islam, exilirt und transportirt.

8) Die Christen sind den Mohamedanern auch in weltlichen Dingen gleichgestellt, sie dürfen also Handel und Gewerbe treiben, Häuser, — Gründe, als Privatleute, — ankaufen, besitzen und benützen.

9) Alle Zurücksetzung und Bedrückung der Christen muß aufhören, gleichwie auch die Privilegien der Muselmannen endigen müssen. Volle Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz und im Leben muß geltend werden.

10) Den Christen muß es erlaubt seyn, für ihr Geld Grund und Boden zu erwerben, Kirchen, Klöster, Schulen, und Häuser zu erbauen, so viel sie brauchen.

11) Der Name „Duldungssteuer der Christen" hört auf, da ja eigentlich ihr schwachen Türken und Muselmannen von den mächtigen Franken geduldet und beschützt werdet und nicht wir von euch verkommenen Invaliden, Schwächlingen und Haremsherren.

12) Die Consuln haben das Recht und die Pflicht, über die Haltung dieser Papier-Verheißungen zu wachen und sogleich die Hülfe ihrer Fürsten in Anspruch zu nehmen, wenn der Sultan, seine Minister und seine Paschas ihr Wort nicht praktisch halten, sondern wie bisher alles Gute nur verheißen, aber nicht im Leben erfüllen wollen.

13) Zum Schutze der Pilger, der Reisenden, der Christen, der Consuln, der Ordensleute 2c. gegen die etwa schnell erwachende Rachegluth eines fanatischen Ausbruches der Stocktürken und des islamitischen Pöbels sollen die tapfern Malteserritter wieder in das hl. Land einziehen, die Pilgerschaaren begleiten und an den Hauptstationen des Landes ihre Quartiere beziehen 2c.

Nur unter diesen Bedingungen, bei Erfüllung dieser Forderungen, lassen wir uns eine fernere politische Herrschaft

der Muselmänner provisorisch noch gefallen, und wir morgenländische Christen glauben, daß die europäischen Fürsten, Minister, Diplomaten und alle abendländische Christen vor Gott und der Welt verpflichtet sind, für das hl. Land energisch aufzutreten und die Christen und das Christenthum hier frei zu machen und diese Arbeit nicht dem russischen Kaiser allein zu überlassen.

Wir Morgenländer glauben, daß diese Forderungen nur billig und rechtlich seyen, daß wenigstens die meisten sich praktisch jetzt schon ausführen lassen. In Europa schreit und schreibt man ja immer: „Fortschritt! Fortschritt! Humanität! Bildung! Cultur! Freiheit! Volksbeglückung! Achtung der Menschenrechte! Constitution! bessere Verfassung! bessere Institutionen! Aufhebung alter Mißbräuche! Revision, Abänderung unzeitgemäßer Zustände! ꝛc.

Nun ihr Franken, ihr Schönredner und Kammerhelden, helfet uns, interveniret, kommt zu Hilfe einem gedrückten Volke, bringet Licht, Freiheit, Leben, Bildung und Cultur in unsere Zustände und erbärmliche Lage. Handelt, schwätzet nicht bloß immer, gebet, versprechet nicht blos, helfet jetzt, nicht erst später, in hundert Jahren nachher! Dann wollen wir Morgenländer an eure Macht und an eure christlichen Gesinnungen glauben; wenn ihr aber die jetzigen Zustände in Palästina ruhig, gleichgültig, herzlos fortbestehen und den Türken, wie bisher, fortwirthschaften lasset, dann halten wir uns für berechtiget, euch für die mindesten Christen auf Gottes Erdboden zu halten, für die entarteten, glaubensarmen, ganz verweltlichten Nachkömmlinge der edleren Kreuzfahrer. Unsere Achtung und Dank, oder stille Verachtung, wird euch folgen, je nach euren Thaten. Und wenn ihr durch Unterlassung des Guten, durch ruhiges, phlegmatisches Dulden und Uebersehen islamitischer und türkischer Mißbräuche euch auch vieler fremden Sünden theilhaftig machet, das Christenthum hier nicht fördert, eine Knechtung duldet, den

Islam ruhig fortherrschen und forttriumphiren lasset, dann habt ihr eure gottgegebene Mission nicht erfüllt, mit eurem Talent nicht gewuchert, es wie der faule Knecht vergraben, dann habt ihr indirekt Christum verläugnet, habet nicht mit Christus gesammelt, vielmehr zerstreut, und euch hiemit eine schwere Verantwortung vor Gott und der bessern Christenwelt zugezogen.

O Franken! wir bitten flehentlich, erkennet und erfüllet eure Mission, denn ihr habet fünf Talente, von euch wird daher viel gefordert. — Vergesset nicht unsere Bitten, und bedenket die Wahrheit des Sprichwortes: „Vox populi, vox Dei“ „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme.“ Gott, das bessere Volk, das bessere Gewissen, die Christenpflicht, die Zeitumstände, die veränderte Weltlage, der Missionsberuf Europa's, das Alles fordert gebieterisch und mit lauter Stimme eine heilsame Aenderung in den Verhältnissen Palästina's, die Abschaffung unerträglicher Mißbräuche, die Befreiung und Ausbreitung des gebundenen Christenthums im heil. Lande, die Zurückdrängung des unhaltbaren, ungöttlichen, niedrigen Islam, Jerusalems geistige, wenn auch nicht politische Wiedergeburt, wenigstens die Anbahnung derselben durch energisches Einschreiten und Eingreifen der fränkischen Fürsten, Diplomaten und Völker.

O möchte die Pflicht nicht mehr lange auf ihre Erfüllung warten, möchte Haß, Neid, Eifersucht, Glaubenslauheit, Materialismus und religiöse Geistlosigkeit, Lahmheit und Schläfrigkeit nicht das Leben, den Triumph des Islam und die Schmach der Kirche an heil. Stätte fristen! Möchten doch die arabischen Christen nicht vergebens hoffen und bitten!

O möchte doch bald in Europa ein Fürst, ein Diplomat aufstehen mit dem Glauben, mit der Thatkraft, mit der religiösen Begeisterung eines heiligen Ludwig von Frankreich! Wie schnell würde alsdann Palästina bei den jetzt

so günstigen Umständen eine ganz andere Gestalt annehmen, und das Christenthum, Cultur und Bildung in diesem Lande erobernd vordringen, und der Islam und türkische Barbarei in die Wüste Asiens und Arabiens sich flüchtig und geschlagen zurückziehen!

Doch genug hievon. O ihr guten arabischen Christen! ihr habet freimüthig gesprochen, nnd ich habe eben so freimüthig geschrieben und eure Wünsche und Ansichten meinen lieben deutschen Landsleuten bekannt gemacht. Hiemit haben wir das Unsrige gethan, und wollen nun ruhig zusehen, ob die Großen und Mächtigen in Europa ihre Macht gebrauchen werden, und wo, wann, und wofür sie Macht, Größe und Eifer zeigen werden, eingedenk ihrer hohen Bestimmung, großen Verantwortlichkeit und strengen Rechenschaft, welche sie dem himmlischen „Allerhöchsten" über alle Unterlassungssünden und Regentenhandlungen einstens ablegen müssen. O würde man diese Wahrheit lebendig glauben und besser beachten, wie ganz anders würde alsdann die Politik und Jerusalems Lage beschaffen seyn! Doch Unglaube und Glaubenslauheit ist die Quelle von vielen Uebeln stets gewesen. — Nun aber wieder zurück, zum Kloster.

Am Tage unserer Einschiffung erlebte ich im Kloster noch einen unangenehmen Auftritt, der einen Pilger und deutschen Patrioten nur schmerzen konnte. Ungern berichte ich ihn, aber die Liebe zur Wahrheit und die angelobte Unparteilichkeit ist größer, als daß ich dieses Ereigniß mit Stillschweigen übergehen könnte, obwohl es den spanischen und italienischen Franziskanern, oder vielmehr dem Klostervorstande in Jaffa nicht zur Ehre gereicht.

Gegen Mittag kam ein junger, ordentlich gekleideter, gebildeter deutscher Handwerksbursche in das Franziskanerkloster. Derselbe war aus Bayern und von protestantischer Confession. Ich lernte ihn schon in Jerusalem als einen

ziemlich gebildeten Jüngling kennen, voll Wißbegierde und voll Verlangen, den so merkwürdigen und an Alterthümern so reichen Orient, nebst Aegypten, zu bereisen. Er gehörte offenbar zu der bessern Gattung von reisenden Handwerksburschen. Derselbe kam nun mit seinem wenigen Gepäcke in das Kloster, und bat ganz bescheiden nicht um Essen, nur um eine Kleinigkeit, nämlich um die Erlaubniß, sein Gepäck bis Nachmittags, bis zur Abfahrt des Dampfschiffes, im Kloster einstellen zu dürfen. Der Klosterbruder fragt nach Stand und Nation des Bittenden, und erfährt, daß er ein Deutscher und Handwerker sey — geht zum Obern, und bringt eine verneinende Antwort. Ich stehe dabei, sehe und höre Alles mit an. Ich staune über diese ganz unerwartete, abschlägige Antwort und ermuntere den lieben, deutschen Landsmann, seine Bitte zu wiederholen und namentlich die Kleinigkeit derselben, die Leichtigkeit ihrer Erfüllung, hervorzuheben. Da fragt der Klosterbruder, ob er, der bittende Handwerksbursche, Katholik sey, und erfährt nun von diesem edlen, aufrichtigen Menschen, daß er Protestant sey. Er geht mit dieser Antwort und nochmals gestellter Bitte zum zweitenmal in die Zelle des Obern, und bringt zu unserem nicht geringen Erstaunen, abermals eine bestimmte verneinende Antwort zurück. — Traurig und ganz bestürzt nimmt der deutsche Handwerksbursche sein Felleisen und geht davon; er weiß nun nicht, wohin er in dieser fremden Stadt sich wenden soll. Da konnte ich nicht länger schweigen, und sprach zum Verstoßenen: Lieber Landsmann und ehrlicher, aufrichtiger Protestant! ich bedaure Sie und werde Sie vertheidigen, hier im Kloster und einstens in der Heimath. Gehen Sie in Gottes Namen hinaus zu Türken und Griechen, vielleicht werden Ihnen diese erlauben, was dieser undeutsche Klostervorstand ihnen zweimal abgeschlagen hat, — aber lassen Sie deßhalb nicht die katholische Kirche entgelten, schreiben Sie dieses inhumane Benehmen nicht der Kirche zu, denn es ist eben fehlerhaft, unchristlich, hiemit un-

katholisch, gegen den Geist und gegen die Lehre der Kirche und des Ordens vom heiligen Franziskus.

Es scheint, daß manche engherzige Menschen es nicht begreifen wollen, daß man den Protestantismus, seine Lehre, seine Lügen und Verläumdungen gegen die katholische Kirche energisch und kräftig bekämpfen, und die von ihm verfolgte und entstellte katholische Kirche muthig vertheidigen, — aber die Person des Protestanten achten, lieben, beschützen und mit Wohlthaten erfreuen könne.

Ich kann gar nicht begreifen, wie katholische Patres so hart und unkirchlich gegen einen armen, verlassenen, protestantischen Mitchristen handeln konnten, vielleicht deßhalb, weil er ein Deutscher und ein Protestant war. — Man klagte schon öfter, daß namentlich die Franziskaner in Jaffa gegen die Pilger hart und unfreundlich, — und daß oft manche strenge Ordensleute nicht nur hart und strenge gegen sich, sondern auch gegen Andere seyen; jedoch gegen den Geist und Buchstaben der heiligen Kirche und auch der Ordensregel, welche Milde und Güte gegen Andere, jedoch Härte und Strenge gegen sich selbst gebietet und in ihren exemplarischen Vorbildern, in ihren Heiligen, auch lebendig solche Strenge gegen sich selbst und solche Milde und Güte gegen Andere dargestellt hat. Immer erscheint die katholische Kirche als göttliche Heilsanstalt und in ihrer Lehre untadelhaft, heilig, durch und durch christlich, und nur der schwache Mensch, der einzelne Katholik, ist oft oder bisweilen fehlerhaft, in seinem Handeln und Benehmen unkirchlich, gegen Geist und Buchstaben der kirchlichen Lehre und Moral sich verfehlend; was auch bei der menschlichen Gebrechlichkeit nicht anders zu erwarten ist, und in der heiligen Schrift gar oft erwähnt wird, z. B. daß neben dem Weizen auch Unkraut in der Kirche sich finde, daß alle Sünder seyen, daß auch der Gerechte täglich öfter fehle 2c. Unverständig ist es deßhalb, wegen der einzelnen, momentanen oder auch öfteren Fehler der Individuen, der

katholischen Kirche selbst Vorwürfe zu machen, und ihr Unchristlichkeit, Abfall vom lebendigen Christenthum vorzuwerfen, oder ihr deßhalb die Apostolizität, ihren höheren Charakter, ihre göttliche Sendung abzusprechen, und sie nur als eine geistliche, äußerliche, hierarchische Pharisäersekte hinzustellen.

Wäre in Jaffa ein tüchtiger deutscher Franziskaner als Pilgerpater mit der ausdrücklichen Bestimmung, sich der Pilger und Reisenden deutscher Nation ohne Unterschied der Confession anzunehmen, dann wäre dieser traurige Vorfall der harten Abweisung eines armen, verlassenen, bittenden, deutschen Handwerksburschen sicherlich nicht vorgekommen. — Wäre der deutsche Protestant weniger aufrichtig gewesen, hätte er seine Nationalität und Confession verläugnet, und sich etwa für einen Franzosen, einen Spanier oder Italiener ausgegeben, so wäre ihm sicherlich seine einfache Bitte gewährt worden. Doch dem gutmüthigen Deutschen weiset man die Thüre.

Da Jaffa der Ort ist, wo so viele Pilger landen und sich wieder einschiffen, und da die Deutschen hier gar nicht vertreten sind, so dürfte es sehr zweckmäßig seyn, daß auch auf dieser wichtigen Station ein deutscher Franziskaner für das allseitige Wohl deutscher Pilger aufgestellt würde. Auch in Jerusalem hörte ich klagen, daß einige Protestanten vor etwas zwei Jahren am Abend zu Ramle vor das dortige Kloster kamen, um Nachtherberge baten, aber abgewiesen wurden, und genöthiget waren, mit Sack und Pack unter freiem Himmel vor der Klosterpforte zu übernachten. Solch ein Benehmen ist unkirchlich, unklösterlich, ziemlich herzlos, widerspricht dem Geiste der Kirche, des Klosters und zugleich der Pflicht, denn es ist Pflicht der palästinensischen Klöster und Franziskaner, sich der Pilger, der katholischen und der protestantischen, anzunehmen, — (nicht der griechischen und armenischen, weil diese selbst ihre eigenen Klöster haben). Es ist ja Zweck ihres

Daseyns, die heiligen Orte zu bewachen, dort den herkömmlichen Gottesdienst abzuhalten, die wenige Seelsorge auszuüben, — und besonders die Pilger zu verpflegen, da es in diesem Lande nicht, wie bei uns, Gasthäuser gibt. Pflege der Pilger ist Pflicht, nicht bloß Gnadensache und freies Liebeswerk, — ist ein wesentlicher Theil des Zweckes des Daseyns der Franziskaner, und eine schuldige Gegenleistung für die vielen Almosen und Geldsendungen, welche aus Europa, zumal aus dem zurückgesetzten Deutschland, jährlich dorthin fließen.

Wenn der Pilger oft nur harte Worte hören, finstere Gesichter sehen muß, ohne Liebe und Theilnahme herzlos behandelt, und seinem Schicksal rathlos überlassen wird, oft in dunklen, schmutzigen Kammern übernachten und mit Läusen davongehen, nicht selten hungrig und durstig abreisen muß, so ist das nicht sehr einladend und lobenswerth. — Wenn endlich, wie oben angeführt, Protestanten gar noch abgewiesen werden, so streitet das gegen die Pflicht und Aufgabe der palästinensischen Klöster, erbittert und entfernt die Protestanten noch mehr von der katholischen Kirche, und veranlaßt sie zu gerechten Klagen und nicht selten auch zu ungerechter Mißkennung der Kirche selbst. Die gute Sache leidet jedenfalls darunter. — Brevier, Chorgebet, kirchlicher Gottesdienst ist ganz recht, ja nothwendig und heilige Pflicht, — aber Liebe, Freundlichkeit, Herzlichkeit, ein freundliches Gesicht gegen den Fremdling und einsamen Pilger ist auch Pflicht, auch kirchliche und christliche Vorschrift, ist auch eine Art Gottesdienst, — ist allseitige, praktische Kirchlichkeit, ächter Katholizismus, der dem katholischen Pilger das Herz öffnet, ihm die Kirche noch lieber und werther macht, auch den Protestanten anzieht, und zur Sympathie hinleitet.

Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, muß ich dem Gesagten noch beifügen: Im Ganzen genommen kann der genügsame Pilger mit der Pflege und Aufnahme in den Klö-

stern Palästina's zufrieden seyn, und den meisten Ordensgliedern ist sicherlich Frömmigkeit, Liebe und Herzlichkeit nicht abzusprechen, und ich lernte mitunter heiligmäßige Ordensleute in diesem Lande kennen und hochverehren, aber jede Regel hat auch Ausnahmen, und aus diesen Pilgerbriefen, meinen Erfahrungen und freimüthigen, unparteiischen Mittheilungen geht auch deutlich und faktisch hervor, daß Vieles unvollkommen, mangelhaft, fehlerhaft sey und einer Verbesserung bedarf. Nach dem Vollkommenen zu ringen ist ja die stete Aufgabe des gebrechlichen Menschen hienieden, — und hoch und erhaben ist das Ideal, das die heilige Kirche als Ziel uns vorgesetzt hat, und das die Heiligen so heldenmäßig angestrebt, und durch Gottes Gnade und ihre treue Mitwirkung endlich triumphirend als Sieger in Christo erreicht haben. — Ja die Kirche ist heilig in ihrem Ziele, im Ideale, in der Lehre, in den Gnadenmitteln, heilig nach Ursprung, Inhalt, Ziel und Mittel hiezu, — wenn auch wir und viele ihrer Kinder als unvollkommene Menschen unheilig sind, und der Heiligung und Besserung stets bedürfen, bis wir zu jener Stufe der Tugend und der Gottesgemeinschaft gelangen, welche die Heiligen, die besten Kinder der Kirche, auf der kirchlichen Gnadenleiter erstiegen haben. Das Leben der Heiligen sollen die Gegner und Tadler der Kirche besser beachten und in das Auge fassen, dann würden sie auch den Baum besser kennen und achten, der solche Früchte zur Blüthe und Reife gebracht hat.

Endlich wird der ersehnte Dampfer sichtbar, nach dem man von der hohen Dachterrasse aus so oft und so lange gespähet hatte. Da kommt von Norden her das französische Postschiff, von der Dampfeskraft gegen feindliche Winde und Wellen langsam vorwärts geschoben, macht eine Wendung und wirft Anker auf hoher See, etwas ferne von der Küste, da verborgene Klippen ihm eine größere Annäherung verbieten. „Der Dampfer ist da,“ diese frohe Kunde und die Ge-

wißheit, nun weiter zu kommen, verbreitet sich blitzschnell im ganzen Kloster zur allgemeinen Freude. Freuet Euch allgemein, rief ich zum lachenden Klosterbruder, Ihr, da Ihr unser, und Wir, da wir Eurer los werden, und nicht länger Euere finsteren Gesichter mitansehen müssen.

Nicht umsonst trug ich wegen der Einschiffung bisher eine immer steigende Angst und Besorgniß, eine tiefere Ahnung vor einem bevorstehenden Uebel in mir. Das bisher herrliche Wetter und die liebliche Windstille hatte sich geändert, und in einen sturmartigen Wind verwandelt. Die Wellen gehen immer höher. Bei hochgehender oder gar stürmischer See ist aber die Einschiffung, das Hinausfahren auf kleinen Barken zu dem auf freier See ankernden Dampfschiffe sehr beschwerlich, ja gefährlich, oft sogar rein unmöglich. Da Jaffa keinen, großen Schiffen zugänglichen, Hafen hat und die Dampfer deßhalb auf hoher See Anker werfen müssen, ist folglich die Einschiffung in Jaffa bei bewegtem Meere so mühsam und gefährlich, wie es nicht leicht irgend anderswo der Fall seyn mag.

Es ward ausgemacht, daß gleich nach dem frühen Mittagsessen die Einschiffung der ganzen Gesellschaft geschehen sollte, bevor noch der widrige Wind zunehme und das Meer unruhiger werde. Der spanische Priester-Pilger nahm sich der Sache sehr an, und dennoch ging nichts vorwärts. Die Italiener plauderten viel, liefen dorthin und dahin, und um 4 Uhr Abends standen wir noch auf dem Festlande. Ich mußte diese Taktlosigkeit, diesen Leichtsinn, diese zeitraubende Geschwätzigkeit der Italiener sehr tadeln, denn die Gefahr zur Einschiffung wurde mit der Zunahme des Windes immer größer. Die Italiener eilten von der Pforte des Klosters, wo das Gepäck bereit lag, wieder in die oberen Zimmer hinauf, um dort etwas zu holen, zu plaudern, zu essen und zu trinken rc. — Der Deutsche ging ziemlich hungrig seinem Schicksal entgegen. Von dem Wirrwarr einer solchen Einschiffung unter einem Araber-Volk und unter türkischen Mauthbeamten hat

man bei uns in Europa keinen rechten Begriff. Da wimmelt Alles von Gepäck, von Kisten, von Pferden, Lastthieren, Kameelen und verschiedenen Menschen, von Packträgern, Schiffsleuten, Mauthbeamten, welche Alle an dem Reisenden zerren, und ihm noch einige Piaster abstehlen und abpressen wollen, bevor er dieses Land verläßt. Die Mauthbeamten betrügen die Regierung gewissenlos, und wollen nur sich ein Bakschis, (Trinkgeld) erhaschen. Da ist ein Geschrei, ein Getöse, ein Schimpfen, Raufen, ein Streiten, Hin- und Herwogen und Umhergeworfenwerden, daß man glaubt, es sey eine Rebellion ausgebrochen, und die tumultuarische Flucht aus einer brennenden Stadt finde statt. Andere schauen bloß zu, und ergötzen sich an diesem Spektakel. — Da unsere Einschiffung sich so lange verzögerte, hatte ich Gelegenheit, die Handlung eines Arabers mitanzusehen, die er ganz frei in diesem Menschengewühl vor Aller Augen verrichtete, als wäre es die unschuldigste, harmloseste, ehrbarste und anständigste Sache von der Welt, — während sie bei uns mit ganz anderen Augen angesehen und als Schamlosigkeit und Frechheit, als Frevel gegen allen Anstand ausgelegt werden würde. Ich bemerkte nämlich, wie ein Mann, ein Araber, auf einer Kiste stehend, sich langsam entkleidete, ein Stück nach dem andern ablegte, und zuletzt sogar das Hemd auszog, darin ein Ungeziefer suchte, diesen Qualgeist vertilgte, und sich wieder langsam ankleidete. — Niemand nahm an dieser öffentlichen Entkleidung und an dieser Läusejagd den geringsten Anstoß. Da heißt es: „Ländlich, sittlich" und „Naturalia non sunt turpia." Aehnliche, uns Europäern und christlich gebildeten Menschen abstoßende Handlungen, Vorfälle und Sitten kann man im Orient unter einem halbwilden Volke sehr oft wahrnehmen.

Endlich hatten sich die Schiffsleute schon viel Geld durch die Einschiffung verdient, und nun sollte die Reihe der Einschiffung auch an uns kommen. Vor dem Gepäck stand ein Klosterbruder mit der Peitsche in der Hand, und hieb mit der-

selben tüchtig auf die nackten Beine der Araber ein, wenn sie unberufen und allzu geschäftig etwas von dem daliegenden Gepäck anrühren oder davon tragen wollten. Diese an ein Paschasregiment, an eine Peitschen-Disciplin und sklavenartige Behandlung schon gewöhnten Leute befremdete und verdroß solch eine Behandlung gar nicht, — sie fügten sich, sprangen von der Peitsche getroffen beiseits, juckten an den wunden Beinen, lachten bald darauf, und kamen bittend wieder, ohne jedoch die verbotene Waare zu berühren. — Endlich wählte der Klosterbruder aus der Menge der harrenden Lastträger zwei heraus, und trieb die Nichterwählten mit der Peitsche davon. Wir drängten uns zum Einsteigplatz, zur Stadtmauer, von welcher man in das Schiff, in die Barke, hinabspringen mußte, denn für einen ordentlichen Einsteigplatz, etwa für eine Treppe zum Wasser hinab, — hat die türkische Regierung nicht im Mindesten gesorgt, ein Beweis von ihrer großen Trägheit, Sorglosigkeit und ihrer allseitigen Erbärmlichkeit. Mühsam schlugen und drängten wir uns durch den dichten Menschenkeil hindurch. Wir wurden gedrückt, gestoßen, hin- und hergezerrt, und angeschrieen in verschiedenen Sprachen. Der Eine schrie um Bakschis, der Andere um Mauthtribut, ein Anderer wollte für die Mühe belohnt seyn, daß er uns als Vorläufer Bahn machte, ein vierter dafür, daß er uns die Hand gereicht hatte, um uns auf die Hafenmauer empor zu ziehen. In diesem Gedränge kam der deutsche Protestant zu mir, dem die Franziskaner seine einfache Bitte abgeschlagen hatten, und bat mich, ich möchte mich in dieser Noth und unter diesem wilden Volke seiner annehmen und ihm erlauben, in unsere Barke steigen zu dürfen. Bei einem griechischen Handelsmanne hatte er unterdessen sein Gepäck einstellen dürfen. Recht gerne nahm ich mich des Verlassenen an.

Als alle die verschiedenen Schreier und Bakschisforderer theils befriedigt, theils als unberechtigt abgewiesen waren, —

geschah der gefährliche Sprung von der Hafenmauer in die Barke hinab. Nun ging das Gezänk neuerdings an, denn es fehlte diesem oder jenem Reisenden etwas von seinem Gepäck, welches absichtlich zurückbehalten worden war, um nochmal ein größeres Geldgeschenk zu erpressen. — Dann geriethen die Schiffer aus Brodneid selbst untereinander in Zank und Streit. Sie wollten unsere Gesellschaft theilen, und uns nicht abrudern lassen. Da ging es zu, wie in einer halben Hölle. Kopf und Herz wurden mir übervoll. — O wie ganz anders, stiller, geordneter, bequemer ist denn doch die Ein- und Ausschiffung in europäischen Häfen, selbst in den volkreichsten, belebtesten Seestädten. Da sieht man den großen Unterschied von Bildung, Sitte, Religion und Regierung.

Endlich nach langem Hin- und Herzanken, nach vielem Schimpfen, Schreien, Lärmen und Zahlen arbeiteten die Ruderer unsere volle, mit 14 Menschen besetzte Barke vorwärts. Jetzt begann erst das rechte Elend, die eigentliche Gefahr, der Kampf mit den empörten feindlichen Wasserelementen und mit dem heftigen Gegenwinde. Die wilden Menschen zu bewältigen, sich durch dieselben durchzuschlagen oder mit Geld zufrieden zu stellen, — das war viel leichter, als das Meer zu bewältigen, und sich zum großen Dampfschiffe durchzuschlagen. Als wir die schützenden, die Gewalt der Wogen brechenden Felsen des Hafens hinter uns, und das offene Meer erreicht hatten, wo die Wogen frei und schrankenlos schalten, da begann für uns Alle eine angstvolle, gefährliche Stunde. Wir wurden auf die Wassergipfel der schäumenden Wogen oft hoch emporgeschleudert, und dann wieder in die Tiefe des Wasserthales hinab gelassen, das zwischen zwei Wasserbergen sich bildete. Wie leicht konnte das Schifflein dabei umschlagen, oder von einer übersteigenden Woge mit Wasser angefüllt werden. Unsere nackten Araber und Ruderer wagten hiebei am wenigsten, denn sie waren gute

Schwimmer und fast nackt, also im Schwimmen nicht gehindert. Wir aber hatten Leben und Gepäck zu verlieren.

Die Araber riefen ihren Allah (Gott) an, — ruderten nach einem Takt, nach einem gewissen Gesang, tapfer darauf los, daß sie schwitzten und tief athmeten. Sie verstanden ihr Handwerk trefflich. Uns forderten sie, jedoch unnöthig, ebenfalls zum Gebete auf, — denn Noth und Meer lehrt trefflich selbst den Lauen beten. Zugleich verlangten sie, wir sollten Alle niederknieen, damit der Schwerpunkt im Schiffe nach unten falle, und das Schiff nicht so leicht sich seitwärts lege oder umschlage. Wir gehorchten im Anblicke der Gefahr augenblicklich, erkennend die Klugheit und Nothwendigkeit dieses Gebotes. So nun, knieend, wie zum Tode Verurtheilte, keinen Augenblick sicher vor der hereinbrechenden Sündfluth, — betend und oft die heiligsten Namen nennend und anrufend, ruderten wir in unserer vollen Barke dem Dampfschiffe zu. Eine volle halbe Stunde ging in fortwährender Angst, fast möchte ich sagen in voller Todesangst vorüber, bis wir endlich zum ersehnten Ziele gelangten. — Alles war in unserer Barke still und stumm, — Niemand redete, Jeder betete, man hörte die Araber nur Allah rufen und mächtig rudern, von uns Christen vernahm man am öftesten die heiligen Namen Jesus und Maria, zumal wenn das Schifflein umzuschlagen drohte, und die überstürzenden Spritzwellen mit ihren schäumenden Häuptern oft drohend von oben in unser Fahrzeug hinabschauten, unsere Hüte und Mäntel mit ihren Salzwassern begossen und unsere Barke zu füllen drohten. — In solch schrecklichen, gefahrvollen Augenblicken rief auch unser spanischer Priester und Missionär, der so oft schon das große Weltmeer durchsegelt hatte, auch er, der Meereskundige, der Vielgereiste, erkannte die Gefahr, und rief unwillkürlich die heiligsten Namen an.

Eine andere Barke, mit gutem Winde vom Dampfer in den Hafen rudernd, begegnete uns, und fuhr so hart an

uns vorüber, daß beide Schiffe, von der Macht der Wellen zusammengeschlagen, beinahe umschlugen. Als auch dieser unfreiwillige Zusammenstoß glücklich vorüber gegangen war, wünschte man einander Glück, und jedes Schiff setzte in entgegengesetzter Richtung seine Fahrt fort, das eine schnell und flüchtig mit Sturm und Wellen, von beiden gejagt und getrieben, dem Lande zu, — und wir gegen Wind und Meer, von Beiden aufgehalten, gleichsam belagert, von Wasserkugeln und Spritzwellen beschossen und begossen, langsam dem Dampfer entgegen. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, welche tief und schwer zur Meeresfläche sich herab senkten und vom Winde dahergepeitscht wurden. Das Meer hatte nicht mehr die schöne blaue Farbe des reinen Himmels, sondern die schwarze des bewölkten Firmamentes. Die untergehende Sonne beleuchtete dieses schauerliche Schauspiel, diese Wolkenjagd, dieses Wellengetriebe, dieses Wogengetümmel auf recht melancholische Weise. Wenn diese Wellenhügel auf uns losstürzten, in verschiedenen Farben, unten schwarz, in der Mitte grün, oben schäumend weiß, — dann duckten und beugten wir uns unwillkürlich, um der unangenehmen Begegnung, diesem schwarz-grünen Todesgast auszuweichen, der mit schrecklichem Gesichte uns, wie ein verschlingender Drache mit geöffnetem Rachen, grinsend anschaute und zu verschlingen drohte. O viele Menschen und deren Hab und Gut mögen in diesen Gewässern im tiefen Meeresgrunde ruhen, die hier verunglückten, in der Nähe des klippenvollen Hafens an Felsen geschleudert, oder sonst vom gefräßigen, treulosen, tückischen, zürnenden Meere verschlungen wurden. — Als wir dem rückkehrenden Schiffe schon sehr nahe waren, trat eine so hohe Welle zwischen uns und jenes Schiff, daß wir einander gar nicht mehr sahen, durch den Wasserhügel von einander geschieden waren, — bis wir auf der schäumenden Spitze dieser breiten und hohen Woge plötzlich in nächster Nachbarschaft des Dampfers uns befanden, und unsanft

an einander stießen. Eine solche Einschiffung hatte ich noch nie erlebt, nur vom festen Ufer aus bisweilen mit angesehen, und mit Grausen die kecken Wagnisse der verwegenen Schiffsleute betrachtet. Dießmal mußte ich das Nieerlebte selbst miterleben. Um viel Geld, ja für keine noch so große Summe möchte ich solch eine Fahrt wagen. Doch heute war dieses Wagniß Nothwendigkeit. Wir auf dem Meere schiffenden Pilger konnten daher auf Gottes schützende Gnade hoffen, und vertrauensvoll in jeder Minute zum Herrn, dem Wellenbändiger rufen: „Herr! rette uns, sonst gehen wir zu Grunde.“

Nach einer angstvollen halben Stunde, die uns wie ein halber Tag vorkam, gelangten wir zum großen festgeankerten Dampfschiffe. Selbst hier drohte uns Gefahr, denn wir wurden von den heftigen Wellenstößen oft unter den Bauch des Schiffes, unter die eiserne Ankerkette, und unter Taue und Schiffsstricke hineingeschleudert, und wieder hinweggespült, hoch hinauf gehoben und tief hinabgesenkt, daß selbst der Spanier rief: „Eilet an die Schiffsleiter und Schiffsstiege, — es ist Gefahr.“ — Nun begann wieder eine andere Scene. Unsere arabischen Schiffsleute wollten diese gefahrvolle Lage recht für ihre Börse ausbeuten, sie wollten uns nicht zu der Seitenstiege des Dampfschiffes hinführen, uns stets auf dem Meere umherwerfen lassen, und uns und unser Gepäck der steten Gefahr des Versenkens aussetzen, bis jeder von uns zehnfach mehr bezahlt hatte, als am Ufer ausbedungen ward. Der Spanier und die dürftigen italienischen Pilger wollten das Geschrei und die Forderungen der arabischen Schiffer lange nicht beachten, wollten nur das ausbedungene Fahrgeld bezahlen, — bis selbst der Spanier rief: „Stellet sie zufrieden, — kaufet euer Leben und Gepäck los, — denn wir schweben in Gefahr.“ — So gewissenlos benützten diese arabischen, geldgierigen Menschen die Verlegenheit, gewissermaßen die Todesangst selbst der ärmeren Pilger. Das war ein

Tumult, ein Geschrei, ein Getöse, ein Brausen des Windes, ein Donnern der Wellen, ein Seufzen und Krachen der Balken, ein Pfeifen der Schiffsseile und Taue, — ein Lärmen und Rufen der Ein- und Aussteigenden, der Ankommenden und Abfahrenden. An der Seite des großen Schiffes ward an einer eisernen Kette eine Stiege herabgelassen, auf welche man vom kleinen Schiffe auf den großen Dampfer überspringen mußte, um so an Bord des Dampfers zu kommen. Hier gab es einen neuen Kampf unter den Schiffsleuten und den verschiedenen Barken, denn die Einen wollten zur Einschiffung hin, die Anderen wollten zur Ausschiffung hinweg. Andere Schiffe und Barken hielten, da hier bei der Schiffsstiege der Lärm, das Gedränge, der Kampf zu groß war, an der andern Seite des großen Dampfers, so daß orientalische Reisende an Stricken in die unten stehenden Barken vom Bord des Dampfers hinabgelassen werden mußten. Von solchem Spektakel, solch' gefahrvollen Ein- und Ausschiffungen bei stürmischem Wetter hat man in unseren herrlichen, sicheren, ruhigen, europäischen Seehäfen gar keinen Begriff. Nur Jaffa, im herrlichen Türkenreiche liegend, ist mit solch einem Elende ganz besonders beglückt. Doch solche stürmische Einschiffungen tragen den Arabern viel Geld ein, und sind deßhalb, sowie der schlechte Hafen, diesen Leuten sehr willkommen.

Als wir, Angesichts der drohenden Gefahr, den Schiffsleuten und Ruderern den verlangten Bakschis versprochen hatten, ruderten sie uns zur rettenden, ersehnten Stiege an der Seite des großen Dampfers hin, drängten tapfer alle andere Barken auf die Seite, und jetzt begann die ebenfalls gewagte Bordbesteigung des großen Schiffes, denn einer mußte nach dem andern von der Barke auf die Seitenstiege des Dampfers hinüberspringen, was bei den steten Schwankungen, Erhebungen und Senkungen des Schiffes nach der Wellenhöhe des unruhigen Meeres keine Kleinigkeit, ein nothwendiges Wagniß war, denn mißlang der Sprung, so konnte der unglückliche

Springer in das Meer fallen, schnell von den Wellen bedeckt und auf ewig begraben seyn.

An der Spitze unserer Barke stand als strenger Thürhüter und Tributeinsammler ein kräftiger Araber, und ließ nur denjenigen von uns zum gefährlichen Schiffssprung, der seine Geldmünze ihm in die geöffnete Hand gedrückt hatte, wobei er sorgsam und mißtrauisch nachzählte, ob nichts fehle, und sogleich jeden zurück stieß, der nicht vollständig sich loskaufen wollte, bis er, der Schiffsgefangenschaft satt, auch den letzten Heller als Lösegeld für Gut und Blut hergegeben hatte. Zuerst kam die Reihe der Bordbesteigung, der Aussteigung aus dem kleinen Schiffe hinüber auf das Dampfschiff, an den muthigen, gewandten, spanischen Missionär, der, uns ein Beispiel gebend, den Sprung glücklich vollführte, und an der erreichten Schiffsstiege zum Bord, zum Verdeck des Dampfers siegreich und triumphirend emporstieg. Nur den Hut hatte der Wind ihm vom Kopfe und in's Wasser geschleudert. Doch mit solchen kleinen Opfern muß man sich in solchen Umständen noch für begnadigt und beglückt halten. Minder glücklich war der zweite, der genuesische Priester. Er sprang unglücklich, fiel beinahe in das Meer, hielt sich jedoch mit einer Hand an der eisernen Schiffskette fest, und wurde mühsam von den Matrosen auf die Schiffsstiege emporgezogen. Sein Fuß wurde hiebei verletzt. Ein fast ähnliches Schicksal wartete meiner. Ich war der dritte bei der Ausschiffung. Als ich dem schon genannten arabischen Schiffswächter eine gute dicke Silbermünze in die Hand gedrückt hatte, gleichsam als Lösegeld für Leben und Gut, wurde er plötzlich ganz freundlich, verzog sein ernstes und finsteres Gesicht, besichtigte die Münze, und sagte lächelnd und gebrochen italienisch: „Gut!“ — „Mein Herr! — warten Sie ein wenig, bis die Welle das kleine Schiff zur Höhe der Schiffsstiege emporhebt.“ Als der erwartete Augenblick gekommen war, hieß mich der erkaufte Araber den gewagten Sprung hinüber auf die Sei-

tenstiege des Dampfers thun. Ich springe, — doch zum Unglück senkt sich in demselben Augenblicke die Barke, ich erreiche daher die Stiege nicht, erfasse mit der Hand nur die eiserne Kette, an welcher die bewegliche Stiege an der Schiffsseite herabgelassen wird, und hänge nun so über dem Meer zwischen zwei Schiffen. Der auf der Stiege stehende Matrose ergreift mich beim Arm und will mich auf die Stiege empor ziehen. Doch bevor dieses noch geschehen ist, kommt eine andere Woge und wirft unsere Barke an die Stiege hin, an deren Kette ich noch hangend schwebe. Hier war höchste Gefahr, ich konnte leicht ganz zermalmt und zerquetscht werden. Ein guter Schutzgeist und eine höhere Gnade hat die Gewalt des Stoßes vermindert, der treibenden Welle eine seitwärts gehende Richtung gegeben, so daß nur ein Fuß eine Quetschung erhielt, jedoch eine solche, daß mich eine große Ueblichkeit anwandelte und ich auf das Verdeck fast ohnmächtig geschleppt und sogleich in das Bett getragen werden mußte. Ich war ganz im Schweiße gebadet. Diese halbstündige, ununterbrochen fortdauernde, den Angstschweiß austreibende Todesangst, die Seekrankheit dazu, endlich der letzte Fehlsprung und die schmerzliche, den ganzen Körper angreifende Quetschung des Oberschenkels am linken Fuße hatte mich in einen leidenden Zustand versetzt, wie ich in solcher Weise und auf diese Art noch keinen ähnlichen erlebt habe. Meine Ahnung und Angst vor dieser Einschiffung, die ich schon auf dem Festlande empfunden hatte und durch Gebet zu beschwichtigen suchte, — war also keine leere Einbildung gewesen. Es gibt wirkliche wesenhafte Ahnungen, von denen der Mensch sich oft selbst nicht Rechenschaft geben kann, die er gerne als leere Einbildungen aus dem Kopfe schlagen möchte, ohne es zu vermögen.

Auf der Matraze in der schönen Cajüte II. Platzes liegend, fühlte ich mich in diesen traurigen Verhältnissen unaussprechlich glücklich, diese qualvolle Einschiffung überstanden zu haben und mich auf einem großen Dampfschiffe zu befin-

den, das nicht so leicht, wie die kleine Barke, ein Spielball der Wellen werden konnte. — Noch größer wurde meine Freude, als ich mich nach einiger Zeit von Angst und Schrecken so erholt hatte, daß ich mit Hilfe eines Dieners aufstehen und das Gehen, vielmehr das Hinken, versuchen konnte, und nun bemerkte, daß das Fußbein nicht gebrochen sey, daß ich wenigstens einige Schritte hinken konnte. Ich wollte noch einmal von diesem großen Schiffe aus das herrlich gelegene Jaffa betrachten und nochmal mit eigenen Augen dieses heilige Land beschauen und von ihm Abschied nehmen. Ein Cajütendiener mußte mich auf das Verdeck schleppen, doch ich hielt es dort nur wenige Augenblicke aus und mußte schleunigst in die Cajüte zurückkehren.

Als ich später es noch einmal wagen wollte, das offene Verdeck zu besteigen, traf an der Cajütenstiege meinen von Schweiß noch immer triefenden Körper ein kalter Luftzug, und in Folge dessen empfand ich im Rückenmark plötzlich einen solchen schmerzvollen Stich, daß ich umsank, weder gehen, noch stehen, noch sitzen konnte, und sogleich in das Bett getragen werden mußte. Seit der Zeit liege ich nun im Bette, ohne Fähigkeit, mich rühren und nochmal vom Verdecke aus von Palästina mit leiblichen Augen Abschied nehmen zu können. Hier liege, ich kann nicht sagen hier ruhe, ich auf einem Bette und ein dreifaches Uebel, eine dreifache Dornenkrone beschließt meine palästinensische Pilgerfahrt, — erstens die Seekrankheit, zweitens große rheumatische Schmerzen im Rückenmark, und drittens das bedeutende Fußleiden des gequetschten Oberschenkels. — Ich muß ruhig, regungslos daliegen und auf Gottes Gnade bauen, denn Niemand bekümmert sich auf diesem belebten französischen Schiffe um den deutschen Patienten.

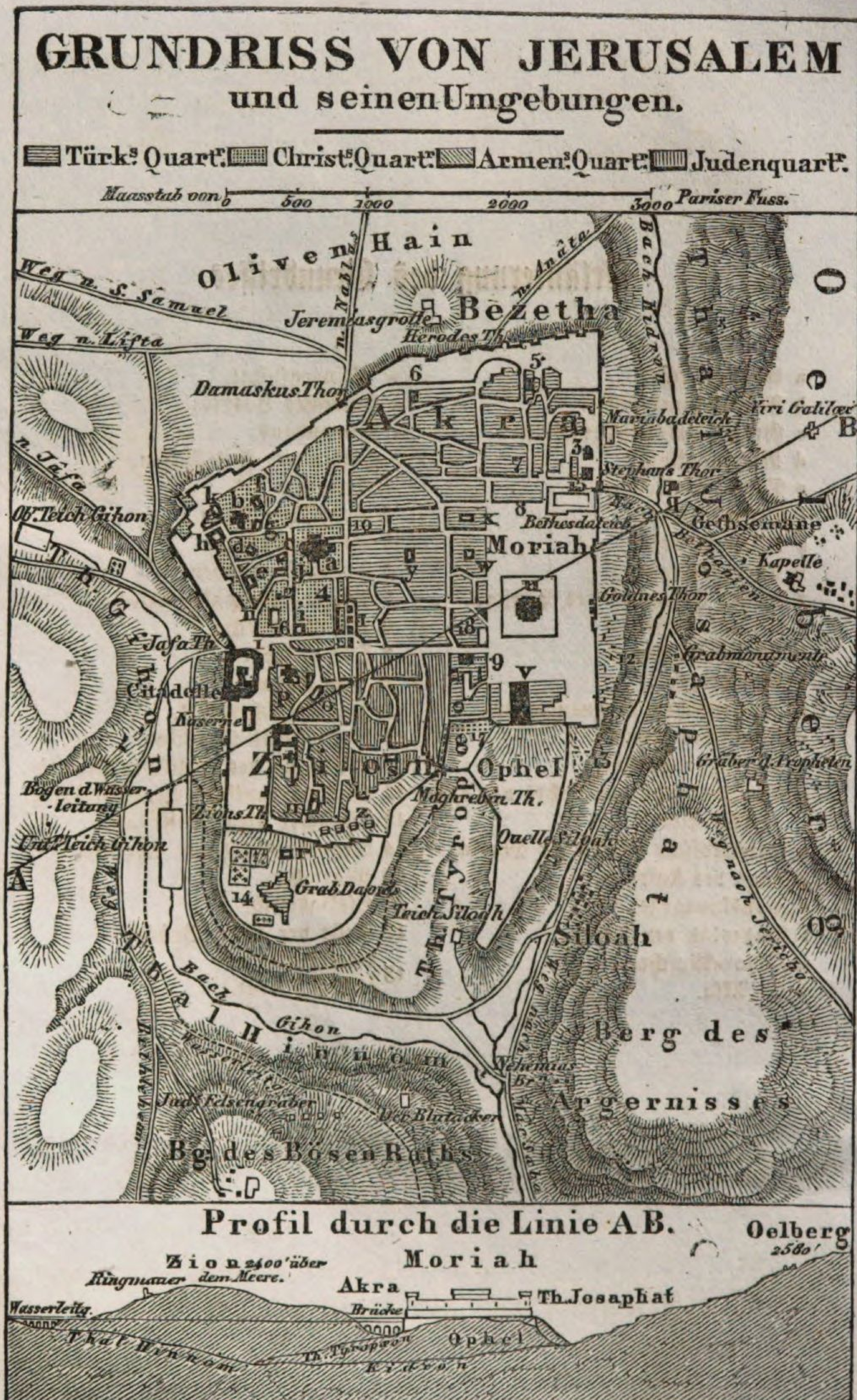
Freund! solche vermeintlich genußsüchtige Lustreisen sind diese palästinensischen Pilgerfahrten, daß Muth, Entsagung, gute Körperconstitution und Gottes besondere Gnade dazu gehört, um sie glücklich zu vollenden. — Wie leicht hätte ich bei die-

ser Einschiffung meinen Fuß verlieren können! Doch überall auf meiner Pilgerreise finde ich großes Glück neben dem Unglück, Freude neben Leid, und das Endresultat heißt immer: „Großer Gott dich loben wir" u. s. w. Und mit dem Psalmisten möchte der Pilger stets nach jeder überstandenen Gefahr, nach jedem vorüber gezogenen Leiden, betend singen:

Lobet den Herrn alle Völker, lobet ihn alle Nationen, denn es ist bestätiget über uns seine Barmherzigkeit, und die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit. Psalm. 116.

So bunt, so verschiedenartig, mein lieber Freund! geht es auf Pilgerreisen durcheinander. — Da ist nicht ein einförmiges Alltagsleben, wo ein Tag dem andern gleicht, da ist des Lebens reichste Mannigfaltigkeit, ein steter Wechsel der Erlebnisse, der Erfahrungen, der Gedanken und der Gefühle, der Hoffnungen und Befürchtungen, — ein stetes Kommen und Gehen, Begrüßen und Verabschieden, Finden und Verlieren, — und durch des Lebens bunten Traum blitzt hindurch die kommende Ewigkeit, das wahrhaft Reale, das Wesenhafte, das Bleibende. Die Pilgerfahrt ist eine Reise durch eine bunte Scheinwelt, hinauf und hinüber zu einem herrlichen Ziele, zu einem ewigen Seyn, zum Schauen einer Herrlichkeit ohne Wechsel, ohne Ende. Glückselig der Mensch, welcher durch die Stürme des Lebens und des gefahrvollen Weltmeers in der festen Arche Noes, im Schiffe wahrer Religiosität, glücklich hindurchrudert, und lebensfroh, Gott lobend und preisend landet am Ufer des heiligen Landes der jenseitigen Welt. Seine Pilgrimschaft, die mühe- und leidensvolle hat geendet, und die wahre Heimath, die ewige Vaterstadt, das himmlische Jerusalem und dessen großer König hat ihn empfangen. Er mag ausruhen von seinen Mühen, und bei Gott und allen Heiligen und seligen Geistern eines unendlichen Glückes sich erfreuen. Dieses Glück wünschet sich und Allen, zumal auch den Lesern dieser Pilgerbriefe, der Verfasser derselben,

ein zweimaliger Jerusalemspilger.



GRUNDRISS VON JERUSALEM
und seinen Umgebungen.
Türk. Quart.
Christ. Quart.
Armen. Quart.
Judenquart.
Maasstab von 0 500 1000 2000 3000 Pariser Fuss.
Oliven Hain
Weg n. S. Samuel
Weg n. Lifta
Jeremiasgrotte
Bezetha
Herodes Thor
Damaskus Thor
Akra
Bach Kidron
Thal Josaphat
Oelberg
Viri Galilæi
Marienbadeteich
Stephans Thor
Bethesdateich
Gethsemane
Moriah
Kapelle
Goldnes Thor
n. Jafa
Ob. Teich Gihon
Thal Gihon
Jafa Th.
Citadelle
Kaserne
Grabmonumente
Zion
Ophel
Moghreben Th.
Gräber d. Propheten
Bogen d. Wasserleitung
Zions Th.
Quelle Siloah
Unt. Teich Gihon
Grab David
Teich Siloah
Th. Tyropœon
Siloah
Weg nach Jericho
Bach Gihon
Thal Hinnom
Wasserleitung
Berg des Ärgernisses
Nehemias Br.
Jud. Felsengräber
Der Blutacker
Bg. des Bösen Raths
A
B
Profil durch die Linie AB.
Oelberg 2580'
Zion 2400' über dem Meere.
Moriah
Ringmauer
Akra
Th. Josaphat
Wasserleitg.
Brücke
Thal Hinnom
Th. Tyropœon
Ophel
Kidron

Erläuterung des Grundrisses.

a Grabeskirche.
b Franziskanerkloster.
c Großes griechisches Kloster.
d Nicolauskloster.
e Demetriuskloster.
f Georgskloster.
g Michaelskloster.
h Theodorskloster.
i Kloster Johannis des Täufers.
j Melaniakloster.
k Basiliuskloster.
l Jacobskloster.
m Armenisches Nonnenkloster.
n Koptisches Kloster.
o Syrisches Kloster.
p Christuskirche und rechts das englische Spital.
q Unterirdische Kirche der Maria.
r Haus des Kaiphas.
s Zionssynagoge.
t Klageplatz der Juden.
u Omar-Moschee.
v El Aksa.
w Blindenspital.
x Indisches Hospital.
y Armenhaus.
z Hütten der Aussätzigen.
1 Bazare.
2 Koptischer Khan.
3 St. Annenkirche.
4 Johanniterconvent.
5 Maria-Magdalenenkirche.
6 Johanneskirche.
7 Dèr el Abs.
8 Das Serai.
9 Das Gerichtshaus.
10 Preußisches Consulat.
11 Wohnung des englischen Bischofs.
12 Muhamedanischer Begräbnißplatz.
13 Jüdischer Begräbnißplatz.
14 Begräbnißplatz der Christen.
15 Mariabad.
16 Hiskiasteich.
17 Reste der alten Brücke.
18 Heilquelle und Teich Obrat.